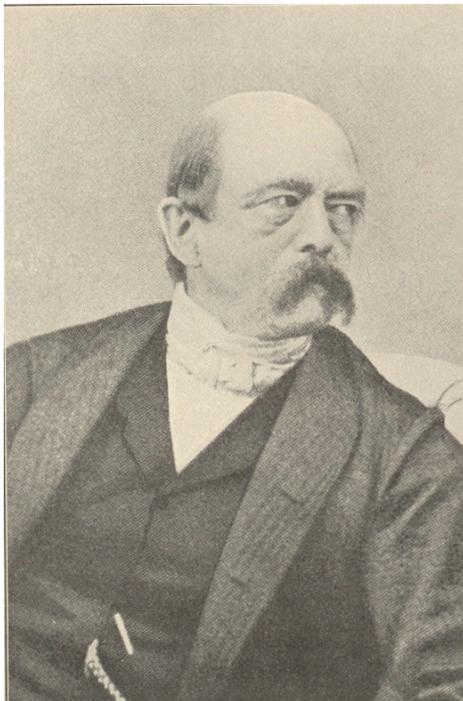


**Hans-Jürgen Perrey**

**»... als wäre kein Stück Mephisto in ihm  
gewesen.«**

**Bismarck im Leben und Werk Emil Ludwigs.<sup>1</sup>**



»Bismarck war nicht ein Mann aus Blut und Eisen,  
er war ein Mann aus Geist und Stahl.«<sup>2</sup>  
Emil Ludwig

## I

»Der Kampf um das Bismarckbild« – so war ein Beitrag überschrieben, den die Zeitschrift »Universitas« 1950 abdruckte. Verfasser war der Geschichtswissenschaftler Wilhelm Mommsen, ein Enkel des berühmten Althistorikers und Vater der Zwillingbrüder Hans und Wolfgang J. Mommsen, die ebenfalls bekannte Historiker werden sollten.<sup>3</sup>

1950 – da war es wieder einmal Zeit, das Bismarckbild zu überdenken und geschichtspolitisch neu zu justieren. Denn das haben alle markanten Zäsuren der jüngeren deutschen Geschichte gemeinsam – man denke nur an 1866, 1870/71, 1890, 1918/19, 1933, 1945/49 oder 1990 –, daß sie mit einem gewissen Automatismus die Revision des jeweils herrschenden Bismarckbildes einfordern.

So stellte der 58jährige Wilhelm Mommsen rückblickend und mit einem Unterton von Resignation fest, in der Weimarer Republik habe es zwar eine »Überfülle von Bismarckarbeiten« und neben den großen Akteneditionen und der Friedrichsruher Werkausgabe diverse Spezialforschungen gegeben, doch das »Bismarck-Bild in weiten Kreisen bestimmte im Grunde nicht die Wissenschaft, sondern *Emil Ludwig*, der vom altpreußischen General bis zum linksradikalen Literaten begeisterte Leser fand. Der Forschung gelang es nicht, sich gegenüber seinen Auffassungen durchzusetzen. Sie blieb allzu sehr in der Verteidigung der überkommenen Auffassungen stecken.«<sup>4</sup>

Mommsen mußte es wissen, denn 20 Jahre zuvor hatte er sich eine öffentliche Kontroverse mit dem damals weltberühmten Schriftsteller Emil Ludwig geliefert. Er hatte dessen 1926 erschienene Bismarck-Biographie in der renommierten »Historischen Zeitschrift« im wahrsten Sinne des Wortes fachmännisch verrissen, hatte sich mit Ludwig eine kleine Pressefehde geliefert und schließlich ein zwanzigseitiges Pamphlet gegen seinen Kontrahenten aufgefahren.<sup>5</sup>

1950 allerdings wird es insbesondere jüngeren Lesern so ergangen sein wie heutigen: Vermutlich sagte ihnen der Name Emil Ludwig nicht viel oder gar nichts mehr. Das war nicht verwunderlich, weil Ludwig zu den »verbrannten und verbotenen« Dichtern und Schriftstellern gehörte. Seine Werke waren bei der Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 auf dem Scheiterhaufen gelandet. »Gegen Verfälschung unserer Geschichte und Herabwürdigung ihrer großen Gestalten, für Ehrfurcht vor unserer Vergangenheit!« hatte der fünfte Rufer auf dem nächtlichen Berliner Opernplatz gebrüllt, um Ludwigs Schriften darauf den Flammen zu übergeben.<sup>6</sup>

Die Folge: Emil Ludwig, der in der Weimarer Republik national wie international zu den erfolgreichsten Schriftstellern seiner Zeit gehört hatte, geriet nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend in Vergessenheit und starb – von der deutschen Öffentlichkeit kaum beachtet – 1948 in seinem Schweizer Domizil.<sup>7</sup>

Vergleichbares – wenn auch anders gelagert – widerfuhr Wilhelm Mommsen. Zwar mußte er Deutschland mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten nicht verlassen, doch die glänzende Historiker-Karriere, die er 1929 mit einer Berufung an die Universität Marburg krönte, geriet für den liberal gesinnten DDP-Anhänger 1933 in eine politische wie persönliche Schiefelage. Der 41-jährige paßte sich an, wurde zum Mitläufer und stand 1949/50 nach einem sehr rigiden Entnazifizierungsverfahren als Akademiker vor einem Scherbenhaufen. Er durfte auf seinen Lehrstuhl nicht zurückkehren, wurde 1955 pensioniert und starb am 1. Mai 1966. Das Erscheinen seiner Rowohlt-Monographie über Bismarck, die ein halbes Jahr später herauskam, sollte er also nicht mehr erleben.

Zurück in die Zeit der Weimarer Republik, als führende deutsche

Universitätshistoriker publizistisch gegen Emil Ludwig mobil machten und gegen das zu Felde zogen, was sie fortan als »Historische Belletristik« diskreditierten, einen Begriff, der bis dato recht wertfrei verwandt worden war und – wie heute wieder – vorrangig historische Romane oder Unterhaltungsliteratur mit historischem Hintergrund umfaßte. Der nun erfolgende terminologische Bedeutungswandel fand 1931 sogar Berücksichtigung in der Brockhaus-Enzyklopädie.<sup>8</sup> Betroffen war aber beispielsweise auch die Zeitschrift »Vergangenheit und Gegenwart«, die Vorgängerin der »Geschichte in Wissenschaft und Unterricht« (GWU). Sie unterhielt seit langem im althergebrachten Sinne eine Rubrik »Historische Belletristik«. Herausgeber Wilhelm Mommsen sah sich angesichts der pejorativen Entwicklung des Begriffs nun allerdings gezwungen, die Sparte in »Historische Dichtungen« umzutaufen.<sup>9</sup>

Was war geschehen?

Im Laufe der 20er Jahre war eine Handvoll Schriftsteller in die Gefilde der Fachwissenschaftler eingedrungen. Die Dilettanten<sup>10</sup> besetzten zentrale, politisch oft sensible Themen der Zeit- und Gegenwartsgeschichte, machten sich nicht selten die Forschungsergebnisse der Fachhistoriker zunutze und traten zu guter Letzt mit populären Büchern, meist feuilletonistisch verfaßten, psychologisierenden Biographien, an eine Öffentlichkeit, die großen Bedarf an dem neuen Genre der »modernen Biographie« verspürte und schnell dafür sorgte, daß diese Werke zu vieldiskutierten Bestsellern wurden. Die Fachwissenschaft indes hatte der geschichtsinteressierten Öffentlichkeit nichts Adäquates anzubieten und mußte überdies erleben, daß die Historischen Belletristen den Anspruch erhoben, eine neue Schule der Geschichtsschreibung begründet zu haben.<sup>11</sup>

Der Konflikt zwischen Kunst und Wissenschaft war nicht neu und hatte im 19. Jahrhundert prinzipiell auch bestanden, doch war in der Blütezeit des Historismus die Kluft zwischen professioneller und popularisierender Geschichtsschreibung nicht so unüberbrückbar wie jetzt gewesen, in der geistig unruhigen und kulturpolitisch aufgewühlten Zeit der Weimarer Republik. Vor der einschneidenden Wende von 1918/19 hatte es immerhin zum Ethos führender Historiker gehört, ihre Werke, insbesondere Biographien, literarisch anspruchsvoll zu gestalten, um so in eine Öffentlichkeit hineinzuwirken, die sich als Bildungsbürgertum verstand. Da paßte es ins Bild, daß der Althistoriker und Jurist Theodor Mommsen 1902 als erster Deutscher den Literaturnobelpreis erhielt.

Der Schriftsteller, Publizist und Dichter Emil Ludwig kam aus diesem Bildungsbürgertum und wurde nun zum Inbegriff des Historischen Belletristen und zur eigentlichen Zielscheibe der akademischen Kritik. 1920 war seine dreibändige Goethe-Biographie erschienen, deren Untertitel »Geschichte eines Menschen« lautete. Damit war die neue Richtung vorgezeichnet. Es ging nicht um Literaturgeschichte und das Leben des Dichters im Spannungsfeld von Leben, Werk und Zeit, sondern um Psychographie. Die großangelegte Charakterstudie sollte ein Bildnis liefern und den Genius Goethe, der als Kultfigur und als Mythos inzwischen ähnlich petrifiziert war wie Bismarck, als ambivalente, aber wahrhaftige Persönlichkeit zeigen.

Daß Emil Ludwig so etwas konnte, hatte er bereits 1911 unter Beweis gestellt, als er bei Samuel Fischer seine Studie »Bismarck. Ein psychologischer Versuch« herausbrachte. Das Buch erlebte mehrere Auflagen und war eine Art programmatischer Vorbote für die moderne Individual-Biographie, das neue Genre, das nicht nur in Deutschland, sondern weltweit zum Ausdruck einer literarischen Mode werden sollte und mit so bekannten Namen wie André Maurois oder Lytton Strachey verbunden war.

1924 erschien Ludwigs Buch »Genie und Charakter. Zwanzig männliche Bildnisse«. Es wurde ebenfalls ein Bestseller und in zahlreiche Sprachen übersetzt. Die hier vereinten Porträts bedeutender Persönlichkeiten zeigen auf wenigen Seiten schlaglichtartig und in künstlerischer Gestaltung u.a. Friedrich II. von Preußen, den

preußischen Reformers Stein, Bismarck, die Afrikaforscher Stanley, Peters und Rhodes sowie Lenin, Woodrow Wilson und Walther Rathenau.

Die Vorrede »Über historische Gestaltung« verdeutlicht nun die aufklärerische Absicht, den pädagogisch-didaktischen Impetus des Buches: »Aus Skizzen solcher Art können sich Vorbilder des Menschlichen entwickeln. Und eben dies ist hier der Sinn und Zweck. Dem Leser jeder Sphäre, besonders aber der Jugend darzustellen, wie große Männer keine Götter sind, wie sie von denselben allzumenschlichen Passionen, Hemmungen und Lastern geschüttelt wurden, die jeden andern Sterblichen beunruhigen, und wie sie dennoch sich zu ihren Zielen durchkämpfen: das ist unsere erzieherische Absicht. Auf diese Art spornt man den Menschen an, sich selbst, trotz allem, das Höchste abzufordern.«<sup>12</sup>

1925 erschienen Ludwigs Biographien »Napoleon« und »Wilhelm der Zweite«. Auch diese Bücher wurden große Erfolge. Bis Anfang der 30er Jahre verkaufte sich »Napoleon« allein in den USA über eine halbe Million Mal. Das Werk über den letzten deutschen Kaiser brachte es in Deutschland auf 200.000 Exemplare und entfachte sogleich einen politischen Skandal. Ludwig war spätestens jetzt zu einem der wichtigsten politischen Publizisten der Weimarer Republik geworden.

In »Wilhelm der Zweite« führte er dem deutschen Lesepublikum in bewährter biographischer Manier vor Augen, wer da eigentlich 30 Jahre lang an der Spitze des Reiches gestanden hatte und was für eine problematische Natur dieser Monarch gewesen war. In der Vorrede lesen wir: »Man möge erkennen, was aus einem geistig begabten, körperlich geschwächten, vom besten Willen beseelten Jüngling werden kann, wenn er aus harten Erfahrungen der Jugend plötzlich zur Macht gelangt und niemand findet, der ihm die Wahrheit sagt. So kann das Gesetz der Sukzession einen jungen Menschen, unzeitgemäß erzogen, zu früh an eine Stelle führen, wo er als Herr unter Höflingen zur Überschätzung und Autokratie getrieben wird. Ferner soll man erkennen, daß dieses Fürsten Meinung und Wille ein Menschenalter lang in allen Lebensfragen seiner Nation entscheidend wurde, daß kein vitales Problem im Frieden wie im Kriege ohne oder gar gegen ihn gelöst worden ist.

So wird die Gestalt eines Mannes vor uns erstehen, mit dem ein tüchtiges Geschlecht nur deshalb zu Ende ging, weil er in seinem Volke keinen Widerstand fand, an dem er reifen konnte.«<sup>13</sup>

Ludwig war bei diesem Buch verfahren, wie er es ein Jahr später bei »Bismarck« auch praktizierte. Er hatte nur »Freunde« des Kaisers herangezogen, sprich: politisch und ideologisch unverdächtige Memoiren, Briefe oder einschlägige Quellen bei seinen Recherchen ausgeschöpft: »Wir jedenfalls haben, um der Gerechtigkeit willen, von des Kaisers Gegnern keinen zu Worte kommen lassen, sondern sein Bild ausschließlich aus seinen eigenen Taten und Worten und aus den Berichten der Seinigen aufgebaut, die auf alle psychischen Fragen erstaunlich ähnliche Antworten geben. In den folgenden Blättern wird man weder sozialistische noch ausländische Stimmen reden hören: nur den Kaiser, seine Verwandten und Freunde, seine Kanzler, Minister, Generale, Hofleute und Beamte.«<sup>14</sup>

Das entbehrte nicht einer gewissen Ironie, denn dieser Personenkreis schloß auch Männer und Frauen ein, die – allen voran Bismarck – dem Monarchen keineswegs nur wohlgesonnen gegenübergestanden hatten beziehungsweise nachträglich hart mit ihm ins Gericht gegangen waren.

Kurt Tucholsky schrieb dazu in der »Weltbühne«: »Der Text faßt schlicht und scharf zusammen, was Eulenburg, Eckardstein, Hohenlohe, Moltke, Tirpitz, Waldsee und andre Freunde des Kaisers ausgesagt haben – also nichts Neues? Für die Hunderttausende von Lesern ist es neu – weil sie nicht Geld und Zeit hatten, diese Memoiren zu lesen und weil man nicht genug für ihre Verbreitung getan hat.«

Und einige Absätze weiter erfahren wir: »Ich habe viele Briefe bekommen, die mir

gezeigt haben, wer dieses Buch liest: Leute, die sonst an solche Fragen überhaupt nicht mehr herangingen, und denen die außerordentlich geschickte Formulierung, diese unterhaltsame Prosa, die Glätte der Darstellung einging wie Öl. Das Buch wird – für deutsche Verhältnisse gewiß Anlaß zum Tadel – auch von Frauen gelesen.«<sup>15</sup>

Das »Kaiserbuch« schlug ein wie eine Bombe. Ludwig hatte der Republik ein Werk geliefert, das zur selbstbewußten, offensiven Vergangenheitsaufarbeitung taugte, politisch allerdings ungemein polarisierte. Tucholsky konstatierte deshalb, das Buch sei »einzig nach seiner Wirkung zu beurteilen«. Und die konnte seiner Meinung nach für die politisch zerrissene Republik nur vorteilhaft sein: »Die fast schon zu einer fixen Idee ausartende Beschäftigung mit den vergangenen Dingen setzte erst ein, als die geschlagenen Militärs die Frechheit hatten, aus ihrer Niederlage, Flucht und Desertion einen Sieg zu konstruieren – was heute republikanisch in Deutschland ist, steht in der Abwehr. Dieses Buch Emil Ludwigs aber ist eine Attacke und ein voller Sieg. Es ist die schwerste Niederlage, die der Kaiser jemals erlitten hat – und das will etwas heißen.«<sup>16</sup>

Die politische Rechte sah das naturgegeben anders. Emil Ludwig wurde von einem altgedienten Generaloberst sogar gefordert. Das Duell kam aber schon deshalb nicht zustande, weil der adlige Generaloberst seinen Kontrahenten für nicht satisfaktionsfähig erachtete. Schließlich war Ludwig jüdischer Herkunft.<sup>17</sup>

Doch was schwerer wog und die Ewiggestrigen auf den Plan rief, war die Außenwirkung des Buches. Noch 1961 verwies der Hamburger Historiker Fritz Fischer rückblickend darauf, Ludwigs Porträt habe zumindest »in der angelsächsischen Welt das Bild des letzten deutschen Kaisers bis zur Gegenwart geprägt...«<sup>18</sup> Und sein Mitarbeiter Imanuel Geiss meinte drei Jahre später, als sich das Schicksalsjahr 1914 zum 50. Mal jährte und »Wilhelm der Zweite« einen Nachdruck erlebte, Ludwigs Biographie über den Kaiser sei zwar schon 1925 erschienen, aber sie sei noch immer »das Beste und Lesbarste, was in Deutschland zu dem Thema geschrieben wurde. Sie ist, und das müßten auch die eingefleischtesten Monarchisten einräumen, nicht ohne Verständnis für die komplizierte Persönlichkeit eines Mannes geschrieben, für den man am Ende eher Mitleid als Haß empfindet.«<sup>19</sup>

Diese Einschätzung fiel in die Zeit der »Fischer-Kontroverse«, die in den 1960er Jahren mit der wieder aufgeflammtten Kriegsziel-Debatte bzw. Kriegsschuldfrage zum Ersten Weltkrieg nicht nur einen weltweit beachteten Historiker-Streit entfacht hatte, sondern auch das geschichtspolitische Selbstverständnis der jungen Bundesrepublik tief erschütterte.

Das allerdings hatte Tradition, denn Emil Ludwig präsentierte der ersten deutschen Demokratie 1925, dem Jahr der innenpolitisch heiß umgekämpften Locarno-Verträge und dem Höhepunkt der Stresemannschen Verständigungsbemühungen dem Erbfeind Frankreich gegenüber, nicht nur das »Kaiserbuch«, sondern elektrisierte die Öffentlichkeit 1929, zehn Jahre nach »Versailles« und am Beginn der großen Wirtschafts- und Staatskrise, noch ungleich heftiger mit seinem Buch »Juli 14«. Das war seine Antwort auf eine der heikelsten Streitfragen der Republik, nämlich der nach der deutschen Schuld am Ausbruch des Weltkrieges. Ludwig wagte es, in abgestufter Weise eine Mitschuld der deutschen Reichsleitung in der Julikrise 1914 zu behaupten, ohne die Mitschuld bzw. Mitverantwortung anderer Regierungen infrage zu stellen. Grob vereinfacht lautete seine Antwort, eine Handvoll Staatsmänner sei es gewesen, die im Sommer 1914 dafür gesorgt hätten, daß in Europa die Lichter ausgingen.

Fritz Fischer schrieb zur Neuauflage des Buches: »Ludwig bietet nicht eine weit zurückgreifende Untersuchung, die Ursachen und Entwicklungen seziert, sondern ein mit schriftstellerischem Können, mit journalistischer Verve ganz auf die Vorgänge des Juli an den einzelnen Schauplätzen konzentriertes hochdramatisches Bild. Bei aller Gekonntheit ist dies Bild von solcher Frische, solcher Dichte, so nahe noch den Stimmungen, Empfindungen, Vorurteilen, Lebensformen, Allüren, zumal der oberen

Schichten, wie sie nur ein Mitlebender mit solcher Sicherheit und Leichtigkeit vorzustellen vermag.«<sup>20</sup>

Zwischen den beiden Welterfolgen »Wilhelm der Zweite« und »Juli 14« liegt nun die 1926 veröffentlichte Bismarck-Biographie, deren Untertitel »Geschichte eines Kämpfers« lautete. Das Vorwort beginnt: »Eine helldunkle Gestalt, gerüstet aus der Dämmerung aufglänzend: Rembrandts Gesichten ähnlich ist Bismarck, und so soll er dargestellt werden. Haß der Parteien hat ihn seit achtzig Jahren umblitzt; zu Lebzeiten wenig geliebt, weil er wenig liebte, nach dem Tode zum Standbild verurteilt, weil sein Inneres schwer zugänglich geblieben, so ist er ein steinerner Roland geworden unter den Deutschen.

Das Bildnis eines siegenden und irrenden Kämpfers zu geben, ist Aufgabe dieses Buches. Hier wird Bismarck dargestellt als ein Charakter, erfüllt von Stolz, Mut und Haß, den Grundelementen, aus denen seine Taten folgen. Heute, da ein Teil der Nation ihn einseitig feiert, ein anderer ihn verurteilt, sollte man der Geschichte seiner Seele auf den Grund gehen; da Bismarck als Person den Deutschen zum Schicksal wurde, muß die Nation den Charakter dieses Mannes erkennen, wie er war, nicht wie ihn Anbetung und Haß entstellten.

Der historische Mensch ist immer organischer als sein System und komplizierter als sein Denkmal. Anstatt auf akademische Manier die Darstellung durch Noten [Anmerkungen, d. Verf.] zu beschweren, gilt es in unserer Epoche, öffentliche Charaktere als Vorbild und Warnung jedermann plastisch zu machen. Mensch und Politiker sind untrennbar, Gefühle und Taten bedingen einander, privates und öffentliches Leben laufen gleichzeitig ab: ein Ganzes aus den Resultaten des Forschers zu gestalten, ist Aufgabe des Künstlers.«<sup>21</sup>

Hier entfaltete sich in nuce bereits Ludwigs Biographik, die er theoretisch und programmatisch allerdings nur rudimentär, eher als schriftstellerisch-künstlerisches Credo entwickelt hat.<sup>22</sup> Im Bismarck-Buch war er verfahren, wie in anderen biographischen Arbeiten auch. Der Text bestand zu einem großen Teil aus einschlägigen Quellenzitaten, die in die Komposition einfließen und durch Erzählerkommentare geschickt verknüpft wurden. Diese wiederum kamen reportagehaft und in feuilletonistischem Stil daher. Das Werk war in fünf Bücher unterteilt, die dem Aufbau des klassischen Dramas entsprachen. Und wieder ging es nicht – wie auch bei anderen Lebensbildern – um das Wechselspiel von Mensch und Epoche, sondern um ein psychologisches Porträt des Protagonisten, was eine stark episodenhafte Berichterstattung zur Folge hatte. Diese Bismarck-Biographie atmete die Entdeckerfreude ihres dilettierenden Verfassers und war insbesondere für die Leserinnen und Leser aus dem Bildungsbürgertum ein Gewinn, die mit der Historie, die Bismarck umgab und die er so folgenreich mitgestaltet hatte, oft bestens vertraut waren.

Neu und modern war diese Art und Weise des Biographisierens insofern, als sie auf (nicht selten populärwissenschaftliche) Ergebnisse und Forschungsrichtungen der wissenschaftlichen Psychologie zurückgriff, eine damals noch recht junge Disziplin. Das Lehrgebäude der Psychoanalyse und damit Sigmund Freuds lehnte Ludwig jedoch entschieden ab, was er später im amerikanischen Exil in einer scharfen Polemik gegen Freud und seine Schüler ausführte. Er warf ihnen Sexomanie vor und stellte der psychoanalytischen Sichtweise die Seelenkunde des Künstlers entgegen. Selbstverständlich verwarf er auch die psychoanalytische Interpretation eines bekannten Bismarck-Traumes als viel zu eindimensional.<sup>23</sup>

Ebenfalls neu war die gezielte Einbeziehung des Privaten in die Biographie. Klassische Bismarck-Biographen, wie beispielsweise Max Lenz, blendeten diese Sphäre weitgehend aus und deuteten Bismarcks ambivalente Persönlichkeit, seinen zwiespältigen Charakter meist nur dezent an. Diese Arbeiten verstanden sich ausdrücklich als politische Biographien und gerieten so schnell in den Sog des

hagiographischen Kults, weil sie den Eisernen Kanzler oft mehr freiwillig als unfreiwillig zum Heros stilisierten.<sup>24</sup>

Ludwig verstand seine Arbeiten als Sachbücher, die vor den Ansprüchen der Wissenschaft bestehen sollten, aber mit den Mitteln der Kunst gestaltet waren. Er schrieb also keine »Romanbiographien«, sondern Biographien, die stilistisch, kompositorisch und narrativ auf die ästhetischen Bauformen des Romans zurückgriffen. Die Leserinnen und Leser erwartete eine spannende, anschauliche und anekdotenreiche Erzählung. So beginnt »Bismarck«: »Unter den alten Eichen im sommerlichen Park spielt ein Knabe. Er ist blond, stämmig, mit munteren, dunklen Augen; er ist vier Jahre, aber wenn er jetzt mit seinem Spaten in die Erde fährt, sie auf seinen Karren lädt und drüben ausschüttet beim Teich, wo er die Burg aus Erde und Steinen baut, so könnte man ihn für sechsjährig halten: so kräftig packt er die Sache an. Als ihn der Gärtner ins Haus zu Tische holt, wehrt er sich und wird böse.«<sup>25</sup>

In der Tat, so beginnt ein Roman – mit einem unmittelbaren Einstieg ins Geschehen, einer klaren Vorausdeutung auf kommende Taten und Werke des Protagonisten und ersten Pinselstrichen des entstehenden Charakterbildes.

Wie anders hingegen liest sich der Auftakt des Kapitels »Jugend und Ehe« in der 1925 veröffentlichten Bismarck-Biographie des Rostocker Historikers Wilhelm Schüßler. Auch er wollte breitere Leserschichten erreichen, war aber noch ganz dem schwülstig-pathetischen Duktus der Vorkriegsjahre verhaftet: »Als Napoleon, der gewaltigste Dämon des 19. Jahrhunderts und sein größter Soldat, der Bändiger und Erbe der Revolution, seine letzten Kräfte zum Endkampf mit dem alten Europa zusammenballte, als der kaiserliche Adler von Elba sich eben auf den Türmen von Notre-Dame niedergelassen hatte, an dieser Wende einer gewaltigen Epoche, auf der das Jahrhundert beruht, wurde sein größter Staatsmann, Bismarck, geboren (1. April 1815).«<sup>26</sup>

Die in- und ausländische Presse indes feierte Emil Ludwig als den neuen Plutarch der Republik. Rudolf Olden schrieb mit Blick auf die politische Vereinnahmung des Reichsgründers im »Berliner Tageblatt«: »Wir haben Emil Ludwig einen Dank abzustatten. Bismarck, das ist unsere, des Deutschen Reiches, Geschichte. Wer sie so erzählt, daß Millionen Deutsche sie richtig lesen, der sichert den Weg, den es allein jetzt gehen kann, den Weg der Republik.«<sup>27</sup>

Sogar einige Universitätshistoriker fanden lobende Worte.<sup>28</sup> So meinte Veit Valentin in der Frankfurter Zeitung, die Lektüre des Bismarck-Buches beflügle selbst den Kenner der Epoche, der sich auch an den vielen Quellenzitaten und an der Darstellungstechnik erfreuen könne. »In allem Darstellerischen überwiegt aber bei weitem der Glanz der Form, die geistvolle Verlebendigung von Menschen und Spannungen. Dieses Bismarckbildnis könnte ein Lord Byron gemalt haben.«<sup>29</sup>

Der Historiker Paul Joachimsen schrieb in der »Zeitwende«: »Das Ganze bleibt die Arbeit eines Künstlers, der aus den Resultaten des Forschers ein Neues zu gestalten sich zutraut. Kommt man zu diesem Buch, so steht man vor der Arbeit eines Pointillisten, der sein Gemälde aus Farbpunkten zusammensetzt und will, daß wir es aus ihnen zusammenschauen. Oder besser wohl noch, wir haben die Technik des Filmstreifens, der das Nacheinander des geschichtlichen Verlaufs in eine Folge von grell beleuchteten Momentbildern zerlegt.«<sup>30</sup>

Samuel Saenger äußerte sich in der »Neuen Rundschau«: »Ich bin Ketzer genug, um Ludwigs Bismarck gegen die gereizte Empfindlichkeit der Zunftmeister in Schutz zu nehmen. Allein schon um seiner säubernden, aufklärenden Wirkung willen scheint mir das Buch rühmend. Die bisherige wissenschaftliche Geschichtsschreibung hat noch kein Werk gezeugt, das durch die geniale Suggestionskraft der Darstellung und Deutung zum Aufmerken zwang. In diese Lücke springt mit der ihm eigenen kecken Naivität Emil Ludwig.«<sup>31</sup>

Und – last but not least – in der Vossischen Zeitung schrieb der Rezensent: »Die psychologisch illustrierende Darstellung ist eine moderne Legendenform. Unter diesem Gesichtspunkte sind Ludwigs Darstellungen zu werten. Ich finde, daß er viel tiefer in Schicksale dringt als die akademische Historie. Er kommt bis an die Linie, wo Geschichte des Gemüt bewegt. Welcher Historiker der Zunft kann sich dessen rühmen?«<sup>32</sup>

Die meisten Zunftvertreter indes konnten solchen wohlmeinenden Einschätzungen wenig abgewinnen. Sie waren politisch ohnehin eher konservativ ausgerichtet und der Monarchie oft noch innerlich verbunden, so daß man den letzten Kaiser auf Historikertagen schon einmal hochleben ließ, was den Ex-Monarchen in Doorn, seinem holländischen Exil, gefreut haben dürfte. Natürlich gab es auch Gegenbeispiele wie den DDP-Mann Wilhelm Mommsen oder Friedrich Meinecke, der von Herzen Monarchist war, sich nun aber, im neuen Staat, als »Vernunftrepublikaner« versuchte.

Doch wo immer man politisch anzusiedeln war – im Fall Emil Ludwigs paßte den meisten Universitätshistorikern die ganze Richtung nicht. Schon mit »Napoleon« und »Wilhelm der Zweite« waren sie hart ins Gericht gegangen. Jetzt hatte sich der Demokrat, Pazifist und jüdische Großschriftsteller an den Reichsgründer gewagt, der vielen Historikern als Säulenheiliger galt und eine Art historiographische Immunität genoß. Der Bismarck-Mythos gehörte für weite Teile der Gesellschaft, für bürgerliche Parteien, politische Vereinigungen oder Bewegungen, Vereine und Verbände zur ideologischen und propagandistischen Grundausrüstung.<sup>33</sup>

Die Historiker waren über Ludwigs neuen Bestseller deshalb »ernstlich böse«, wie Carl von Ossietzky in der »Weltbühne« süffisant feststellte.<sup>34</sup> Sie hatten sich zwar dazu herabgelassen, Ludwigs Bücher und die anderer Historischer Belletristen in der altehrwürdigen »HZ«, der »Historischen Zeitschrift«, zu rezensieren, weil es sich schließlich um ebenso aktuelle wie brisante Sachbücher handelte, aber die Machwerke der Dilettanten oder – wie Wilhelm Mommsen formulierte – der »Illegitimen« stießen einhellig auf Ablehnung.<sup>35</sup>

Um die breite Öffentlichkeit mit den vernichtenden Urteilen der Fachleute bekanntzumachen, brachte die Schriftleitung der von Friedrich Meinecke herausgegebenen HZ 1928 einen Sonderdruck heraus. Der Titel: »Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht«. Die Aktion erwies sich als Erfolg, denn zwei Nachdrucke wurden erforderlich, und am Ende waren etwa 6000 Exemplare des preislich sehr günstigen Heftes verkauft. Das Pamphlet war mit einer recht polemischen Einleitung Wilhelm Schüßlers versehen. Dann folgten bereits veröffentlichte HZ-Rezensionen der Bücher von Werner Hegemann, Emil Ludwig, Paul Wiegler und Herbert Eulenberg. Stefan Zweig, der auch zu den Historischen Belletristen gezählt werden kann, war noch nicht vertreten, weil er thematisch ohnehin kaum ins Schußfeld der Fachhistoriker geraten sollte.

Im Mittelpunkt der Kontroverse um die Historische Belletristik aber stand Emil Ludwig. Er war längst zum gefeierten Medienstar der Großstadtpresse geworden, insbesondere der führenden Berliner Tageszeitungen, und avancierte mehr und mehr zum Feindbild der politischen Rechten, die ihn von Buch zu Buch als republikanischen Asphaltliteraten, als Pazifisten, Nestbeschmutzer und vor allem Publizisten jüdischer Provenienz bekämpfte.

Wilhelm Schüßler brachte es in seiner Einleitung schnell auf den Punkt, denn auch den Fachhistorikern war es vorrangig um die politische Wirkung der Historischen Belletristik zu tun. Erst in zweiter und dritter Linie beschäftigte man sich mit Aspekten der Wissenschaftlichkeit, also mit sachlichen Fehlern, fehlerhaften Zitaten oder fragwürdigen Auslegungen, die in den oft rasant zu Papier gebrachten Büchern leicht auszumachen waren, oder um die literarische Machart, den besagten Feuilletonismus oder journalistischen Stil der Werke. So stellte Schüßler fest, die politische Tendenz all

dieser Bücher sei eindeutig: »Ihre Verfasser, soweit sie sich mit deutscher Geschichte befassen, sind höhnende, ungerechte, deshalb verständnislose und jetzt noch haßerfüllte Gegner des alten Kaiserreichs, das Bismarck errichtet hat.«<sup>36</sup>

Und da die Historischen Belletristen sich an die breite Masse wandten und dort Erfolge feierten, waren ihre Werke aus der Sicht der Universitätsprofessoren um so gefährlicher. Schüßler meinte: »Der Erfolg dieser Werke ist nur möglich angesichts der kaum glaublichen Kritiklosigkeit auch sog. Gebildeter. Das allgemeine Kulturniveau ist so gesunken, daß die vorliegende 'historische Belletristik' – ein buntes Gemisch von plumpster politischer Tendenzmacherei, Feuilletonismus und bodenlosester Kritiklosigkeit – die geistige Nahrung ungezählter gläubiger Leser wird.«<sup>37</sup>

Allerdings – das soll nochmals betont werden – auch die Historiker, die sich hier auf das blanke politische Parkett gewagt hatten, stellten keine homogene politische Gruppe dar. Der liberale Wilhelm Mommsen beispielsweise distanzierte sich von solchen Aussagen Schüßlers, was ihn jedoch nicht davon abhielt, Ludwigs »Bismarck« in der HZ – moderat im Ton, aber hart in der Sache – abzukanzeln. Dem Verfasser gestand er zwar zu, er sei vor dem Hintergrund seiner früheren Bismarck-Arbeiten mit dem Stoff vertrauter als beispielsweise bei »Wilhelm der Zweite«, doch sei die Darstellung nicht gelungen. Auch sprachlich-stilistisch vermochte er der Biographie des Reichsgründers nicht viel abzugewinnen. Mommsen maß Ludwigs Arbeit an dessen eigenen Ansprüchen und kam zu dem Schluß, daß diese nicht eingelöst worden seien. Ludwig kenne zwar die »von Bismarck herrührenden persönlichen Äußerungen und einige Äußerungen von Zeitgenossen über ihn«, aber ihm fehle »völlig die Kenntnis des allgemein politischen Hintergrundes [...], auf dem Bismarck aufwuchs und handelte.«<sup>38</sup>

Zudem monierte er, Ludwig beabsichtige Bismarck zum Republikaner zu machen: Jener glaube »gewiß damit dem heutigen Staate zu dienen, aber man kann mit ihm glauben, daß die deutsche Republik die nationale Staatsform unserer Gegenwart und Zukunft ist und darf gerade deshalb meinen, daß die deutsche Republik auch bestehen bleibt, wenn man darauf verzichtet, Bismarcks monarchistisch-royalistische Gesinnung zu bezweifeln.«<sup>39</sup>

Doch etwas anderes war Mommsen wichtiger. Auch er ging der Frage auf den Grund, warum Ludwigs Büchern ein so großer Erfolg beschieden war. Seine Antwort lautete, jener sei der Exponent einer Zeitströmung: »In dem rastlosen Getriebe unserer Tage findet auch der bildungshungrige Laie Erholung nur in Büchern, die nicht anstrengen, sondern die ihm leicht faßbare Nahrung bieten. Wie das Kino das Theater verdrängt, so die Literatur à la L.[udwig] die ernsthafte populäre Darstellung von Fachhistorikern.«<sup>40</sup>

Das allerdings sah Carl von Ossietzky anders. Er suchte die Schuld bei den Fachleuten, jenen »Herren« also, die noch der »Kaiserei« zugeneigt seien und darüber tobten, daß sich »Dilettanten in ihre geheiligten Bezirke« gedrängt hätten: »Die Freude an der Geschichte, an bedeutenden Ereignissen und Schicksalen ist wieder da, aber die Männer vom Fach bemerken es nicht. Daß sich das allgemeine Interesse gerade der Zeit von 1850 bis 1914 zuwendet, ist ein überdeutliches Zeichen, daß diese Zeit höchst gründlich abgelaufen ist, daß Inventur gemacht wird. Dem Bedürfnis nach Bestandsaufnahme dienen die verketzerten Bücher. Sie mögen ungleichmäßig sein – sie haben den Vorzug, daß sie vorhanden sind. Die Fachwissenschaft glänzt durch Fehlanzeige.«<sup>41</sup>

Kurz vor Erscheinen der HZ-Broschüre hatte Wilhelm Mommsen den Starautor Emil Ludwig schon einmal ungewöhnlich scharf und unverblümt attackiert, nun auch auf der politischen Ebene. Weil Ludwig Teile und Thesen seines Buches »Juli 14« in den USA vorab publiziert hatte und Mommsen nationale Interessen gefährdet sah, reagierte dieser entsprechend polemisch. Dabei schickte der DDP-Mann Mommsen voraus, daß er »dem innenpolitischen Standpunkt Emil Ludwig« nahestehe<sup>42</sup>, was aber für außenpolitische

Fragen keine Gültigkeit besaß, denn Mommsen war »einer der doch eher seltenen Historiker, die sich direkt in die Kriegsschuldpropaganda des Auswärtigen Amtes einspannen ließen«. <sup>43</sup> Das allerdings hatte zur Folge, daß er die »Presse aller Richtungen« aufforderte, gegen Emil Ludwig »auf das allerschärfste Front zu machen«. <sup>44</sup> In der Zeitschrift »Das Tagebuch« kam es zum Schlagabtausch, an dessen Ende Mommsen klein beigab und auch Emil Ludwig, der sich gegen den »Leutnantston« verwahrt hatte, das Kriegsbeil begrub. <sup>45</sup>

Ludwig antwortete seinen Kritikern 1929 in einem Artikel, der »Historie und Dichtung« überschrieben war, in der »Neuen Rundschau« abgedruckt wurde und den der Rowohlt-Verlag überdies als kostenlosen Sonderdruck verbreiten ließ. <sup>46</sup> Auf konkrete Vorwürfe, wie sie beispielsweise in dem HZ-Pamphlet erhoben wurden, ging er dabei nicht ein. Stattdessen entwickelte er sein Verständnis der modernen Biographie, indem er das – aus seiner Sicht fast schon naturgegebene – Spannungsverhältnis von Kunst und Wissenschaft in den Mittelpunkt rückte. 1931, als zu seinem 50. Geburtstag die umfangreichen Erinnerungen »Geschenke des Lebens« erschienen, ergänzte und vertiefte er dieses schriftstellerische Credo noch in dem Kapitel »Meine Werkstatt«.

Um es vorwegzunehmen: Der große Wurf waren diese Ausführungen allesamt nicht, und das deshalb, weil Ludwig eine ausgesprochen maximalistische Position bezog. Er reklamierte für sich und die Historische Belletristik eine Art historiographischen Alleinvertretungsanspruch, indem er konstatierte, der Dichter wäre »immer der beste Historiker«, würde er nur auf die Erfindung verzichten, denn er begreife die Welt durch Antizipation, womit er sich auf Goethe bezog, der diesen Gedanken in einem Gespräch mit Eckermann ausführlicher entwickelt hatte. <sup>47</sup>

Überdies sprach Ludwig den Zunfthistorikern, aufgrund der ausufernden Spezialisierung ihres Faches die Fähigkeit ab, moderne psychologisierende Biographien zu schreiben. Hierzu entwarf er das Bild vom staubtrockenen universitären Lehr- und Forschungsbetrieb, von Stubengelehrten und weltfremden Professoren, der alten Schule eben, die die »Wendung der gesamten Kulturwelt zur Seelenkunde« wohl doch ein wenig verschlafen hätte. <sup>48</sup>

Das alles war ebenso abwegig wie vermessen, denn zugleich erklärte Ludwig, er würde die Werke der Fachwissenschaft kaum zur Kenntnis nehmen und stattdessen lieber ad fontes gehen, sprich mit Gesprächen (also Erinnerungen), Briefen oder Tagebüchern arbeiten. Freimütig teilte er mit: »Alles, was ich historisch darstelle, schöpfe ich aus der Gegenwart: ich habe nie Geschichte studiert, aber immer den Menschen.« <sup>49</sup>

Mehr noch: Ludwig ging so weit zu behaupten, die Fachleute seien gar nicht in der Lage, die Quellen richtig zu deuten, denn dieses sei eben eine »unlehrbare Kunst und keine lehrbare Wissenschaft«. <sup>50</sup> Und da der Künstler, der Dichter, der moderne Psychograph das Ewig-Menschliche ins Zentrum der Darstellung rücke, das Private und Intime dem öffentlichen Leben des Helden gleichstelle, sei der Geschichtswissenschaftler per se überfordert. »Was soll«, schreibt Ludwig, »der Gelehrte bei seinen Büchern erst bei der Deutung von Liebesbriefen tun, die vielleicht das Schicksal eines großen Mannes bestimmt haben, die aber selbst amouröse Professoren, wofern es solche gibt, im Seminar ihre Schüler nicht lesen lehren könnten! Welch ein Pech, daß die schwierigste Sache in der Welt, die Erkenntnis des menschlichen Herzens, durch ein Mißverständnis gerade solchen Männern aufgebürdet wird, die ihr Leben zwischen Akten verbringen müssen!« <sup>51</sup>

»In Wahrheit«, fuhr er fort, »muß der Darsteller seinem Helden irgendwie verwandt sein, um ihn zu begreifen und so begreiflich zu machen«, was wohl soviel bedeuten sollte, daß eben nur der künstlerische Genius ein Genie wie Bismarck erfassen könne. Dann resümiert er: »Das alles lernt sich nicht im Kolleg, es schwebt vielmehr zwischen

Genius und Leben, zwischen Vorausschau und Erfahrung.«<sup>52</sup>

Zudem wird der Anspruch erhoben, es der akademischen Geschichtsschreibung gleichzutun und allergrößte Sachlichkeit und Korrektheit walten zu lassen. Ludwig grenzt sich dabei mehr als einmal vom historischen Roman ab. Dieser sei »das exakte Gegenteil der Biographie; dem Autor des historischen Romans ist das geradezu aufgetragen, was dem Biographen verboten ist: aus den Anregungen der Dokumente über ihre Ränder hinwegzuschweifen, zu erfinden. Es wird ein schlechter Roman, der nicht viel erfindet, es wird eine schändliche Biographie, die es ein einziges Mal tut; man möchte Strafen für den fordern, der unter dem Vorwand historischer Wahrheit erfindet, und dies gilt, wie in der Eidesformel, vom Zusetzen so gut wie vom Verschweigen. Der Biograph, der ein einziges wesentliches Dokument ausließe, versetzte oder frei ergänzte, müßte wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit mit Entziehung der *venia scribendi* bestraft werden.«<sup>53</sup>

Spätestens hier machte Ludwig sich vollends angreifbar, denn die Fachhistoriker hatten ihm mehr als einmal einen fragwürdigen Umgang mit den einschlägigen Quellen vorgehalten. Überdies nahm er sich bisweilen die dichterische Freiheit und wandelte, um den dramatischen Effekt der Erzählung zu steigern, historische Quellen in Dialoge um, eine Form der Dramatisierung, die dem Verfasser des historischen Romans erlaubt sein mag, sich für den Sachbuchautor hingegen verbietet.

Schreiben – so Ludwig – sei eben eine Kunst und werde von der historischen Zunft viel zu gering geachtet. Die schwelge stattdessen in Fußnoten. Vor allem aber werde sie dem darzustellenden Menschen nicht gerecht. Das könne nur der Künstler, der das »Maß und Augenmaß« für ein Porträt besitze. Denn: »Das öffentliche und das private, das tätige und das untätige Leben eines bedeutenden Mannes im Gleichschritt, in ihrer steten Koinzidenz darzustellen, keines von beiden wichtiger zu nehmen als das andere, ist das Geheimnis der modernen Biographie.«<sup>54</sup>

Dann gibt er Beispiele, verweist auf Szenen und Anekdoten, die um Metternich, Beethoven, Goethe, Lincoln, Balzac kreisen und die für ihn Gleichnisse darstellen. Auch der Eiserne Kanzler ist dabei: »Da ist Bismarck, ein halbes Jahr vor seinem Tode, wie er an seinem Tische, zum ersten Male nach sieben Jahren des Schweigens, dem jungen Kaiser Warnung und Lehre erteilen will, und dieser fährt ihm mit Witzen dazwischen, um ihn ja nicht zu hören.«<sup>55</sup>

Das und anderes mehr sei »menschlich ergreifende Darstellung«, werde von den Fachleuten aber als »Entgötterung der Helden« empfunden. Sie neigten stattdessen zur Heroisierung. So konzidiert Ludwig: »Freilich versucht auch die alte Schule Licht und Schatten zu malen; aber ihre Furcht, besonders im Innern der Nation kritisch zu sein, vertreibt den Schatten und läßt lauter Helden erstehen; wie etwa die Gestalt Bismarcks von allen seinen Darstellern [...] behandelt wurde, als wäre kein Stück Mephisto in ihm gewesen.«

In diesem Zusammenhang verwies Ludwig nicht zu unrecht auf den ausländischen Buchmarkt, der von großen historischen Persönlichkeiten des Auslandes nur »in ihrer allzu menschlichen Gestalt« lesen wolle: »die Popularität, die in so vielen Ländern gegenwärtig die Gestalten Disraelis, Bismarcks, Goethes gefunden haben, ist neu und einer Darstellung zu danken, die diese großen Männer als kämpfende Menschen in Siegen und Niederlagen vorführt und so die Bewunderung vor den großen Leistungen steigert, die sie dennoch vollendet haben. Was ein großer Mann in Tat und Werk geleistet hat, steht im Lexikon; wie er es machte, warum er es so und nicht anders machte, was er wollte und doch nicht machte, das steht in der Biographie.«<sup>56</sup>

Wiederum war es Wilhelm Mommsen, der – anders als fast alle seine Kollegen – sich ein weiteres Mal herausgefordert sah und auf Ludwigs Essay antwortete. Seine Replik erschien zunächst in der »Zeitwende« und erlebte kurz darauf ebenfalls einen Sonderdruck. Mommsen gab sich als echter Liberaler und moderat argumentierender

Universitätsgelehrter, der freimütig konzedierte, daß es »heute eine Krise der Geschichtswissenschaft oder besser der Geschichtsschreibung« gebe. Anders als im 19. Jahrhundert verfügten die Zunftshistoriker der Nachkriegszeit in der Öffentlichkeit nur noch höchst selten über Einfluß.<sup>57</sup>

Selbstkritisch fragt er, wie es komme, daß Ludwigs Bücher »die historisch-politische Urteilsbildung auch sehr ernsthafte Kreise« bestimmten und die Künstler in der öffentlichen Meinung vielfach den Platz einnahmen, den im 19. Jahrhundert die großen Fachhistoriker besessen hätten. Dabei mache der Erfolg der »Illegitimen« nur deutlich, »daß ein großes Interesse an Darstellungen historischen Stoffes« bestehe.<sup>58</sup>

Insbesondere hier rekurrierte er auf Ludwig, der geschrieben hatte: »Der Historiker aber muß von vornherein auf einen weiten Leserkreis rechnen, weil er von Menschen und Werken, von Staaten und Bildern, von Epochen und Szenen berichtet, die alle interessieren, weil alle Welt sich und die Nachwelt darin spiegelt; beschreibt er Perioden aus der Geschichte seines eigenen Volkes, so darf er auf erhöhtes Aufmerken rechnen.« An dieser Stelle nun provozierte Ludwig, indem er mutmaßte, daß der »alten Schule« vielleicht gar nicht die Absicht fehle, ein breites Publikumsinteresse erreichen zu wollen, sondern schlicht nur das dazugehörige Talent.<sup>59</sup>

Diesen Vorwurf entkräftete Mommsen ebenso wie Ludwigs Behauptung, die historischen Belletristen würden aus politischen Gründen von den Universitätsprofessoren bekämpft. Dabei verwies er – sicherlich zu Recht – auf den Umstand, daß Ludwig ein Zerrbild von der historischen Forschung und vom universitären Lehrbetrieb zeichne. Seine Gegenüberstellung von »alter« und »neuer Schule« der Geschichtsschreibung sei ebenso abwegig wie seine These vom weltfremden Spezialistentum innerhalb der Geschichtswissenschaft. Im Gegenteil – Ludwig sei selbst Spezialist, und zwar für die »'psychologische Biographie'«. <sup>60</sup>

Mommsen legte nach: Ludwigs sprachliche Ausdrucksfähigkeit äußere sich einerseits »in einem überaus präventösen und gespreizten, Effekte suchenden Stil«, der nicht geeignet sei, ihn gegenüber den Fachwissenschaftlern überlegen zu machen. Andererseits – und hier verweist er auf Ludwigs Bismarckbuch – gehe der Verfasser fragwürdig mit seinem Quellenmaterial um, das er keineswegs angemessen meistere.<sup>61</sup>

Hinzu trete Ludwigs antiquiertes Geschichtsbild. Er betreibe eine überholte Personalisierung von Geschichte: »Er schreibt zum Beispiel eine Biographie Bismarcks ohne die geringste Vertrautheit mit der Umwelt, in der der junge Bismarck aufwuchs, ohne Kenntnis des Wesens und der Bedeutung der nationalen liberalen Einheitsbewegung, mit der Bismarck im Kampf und zugleich im Bunde stand, als er das Deutsche Reich schuf. Gerade diese Nichtberücksichtigung des Milieus macht Emil Ludwigs 'psychologische' Biographien nicht nur unmodern, sondern auch unpsychologisch. Modern ist nur die Technik, die ich an anderer Stelle mit dem Kino verglichen habe, nicht die Auffassung.«<sup>62</sup>

Damit war allerdings die Frage nach dem geschichtspolitischen Einfluß und der publizistischen Wirkung der Historischen Belletristik noch immer nicht beantwortet. Hier nun gestand Mommsen ein, daß die Fachwissenschaft den Kontakt zur Gesellschaft verloren habe: »Aber die enge Verbindung der Geschichtswissenschaft mit dem politischen Leben der Gegenwart, die den großen Historikern des 19. Jahrhunderts eine führende Stellung im Leben der Nation sicherte, besteht heute vielfach nicht. So ist es zum Beispiel wohl kein Zufall, daß im Kampf gegen die sogenannte 'Kriegsschuldfrage' die Fachwissenschaft sich relativ wenig beteiligte, obwohl hier gerade die Arbeit des Historikers eine sichtbare nationale Funktion erfüllen kann. Gewiß ist namentlich in den letzten Jahren eine große Anzahl fachhistorischer Arbeiten über die Außenpolitik der Jahrzehnte vor dem Kriege erschienen – mit einem nicht ganz uncharakteristischen Schwergewicht auf die Bismarckzeit –, aber die historische Forschung und die nationale Bewegung gegen die Kriegsschuldthese laufen im Grunde

mehr parallel nebeneinander her, als ineinander.«<sup>63</sup>

Was motivierte den Marburger Geschichtsprofessor, sich so engagiert mit der Historischen Belletristik und ihrem Hauptprotagonisten Emil Ludwig auseinanderzusetzen? Zum einen war es der Anspruch Mommsens, volksaufklärerisch bzw. volkspädagogisch zu wirken, womit er durchaus in die Fußstapfen seines berühmten Großvaters stieg, denn Wilhelm Mommsen vertrat die Maxime: »Ich habe es stets für eine Aufgabe des Historikers gehalten, die Ergebnisse der Wissenschaft und auch der eigenen Forschung so vortragen zu können, daß auch der Laie sie versteht, auch wenn das im Kollegenkreis als nicht wissenschaftlich galt.«<sup>64</sup>

Doch das ist nicht alles.

Auf der anderen Seite scheint es Emil Ludwig gegenüber so etwas wie eine Haßliebe gegeben zu haben. Es wird kolportiert, Mommsen habe sich geehrt gefühlt, mit dem weltbekannten wie weltgewandten Erfolgsschriftsteller (mit dem er sogar den Geburtstag, den 25. Januar, gemeinsam hatte) die publizistische Klinge kreuzen zu dürfen. War da Bewunderung im Spiel, mit welcher leichter Hand Ludwig einen Bestseller nach dem anderen veröffentlichte und somit im In- wie im Ausland eine sensationelle Wirkung erzielte?

Ludwig galt international als ein Botschafter des anderen, demokratischen Deutschland, war mit dem DDP-Politiker Walther Rathenau bekannt gewesen und hatte Gustav Stresemann bei sich zuhause als Gast begrüßen dürfen. Als im Sommer 1926 das Gerücht die Runde machte, Ludwig sei für den Nobelpreis vorgeschlagen, für jene Auszeichnung, die der berühmte Großvater auch erhalten hatte, da reagierte Wilhelm Mommsen ausgesprochen unwirsch. Er intervenierte beim Nobelpreis-Komitee in Stockholm, wo man von einer solchen Ehrung allerdings nichts wußte.<sup>65</sup>

Wie dem auch sei. 1930 sollte Wilhelm Mommsen wieder einmal Vater werden. Zwei Söhne im Alter von sieben und drei Jahren hatte Ehefrau Marie Therese schon zur Welt gebracht. Nun folgten die Zwillinge Hans und Wolfgang Justin. Und als der stolze Vater nach den Namen der neuen Erdenbürger gefragt wurde, soll er augenzwinkernd geantwortet haben: Emil und Ludwig.<sup>66</sup>

## II

Wilhelm Mommsens Publikation über »legitime« und »illegitime« Geschichtsschreibung war 1930 im traditionsreichen Oldenbourg Verlag erschienen. Die letzte Seite des Sonderdrucks war der Anzeige eines neuen Buchs vorbehalten. Sein Titel: »Feinde Bismarcks«. Der Verfasser war Otto Westphal, ein aus Hamburg stammender und dort inzwischen auch lehrender Professor für Geschichte.<sup>67</sup> Sein mehr als 300 Seiten umfassendes Werk war zunächst eine Auseinandersetzung mit Emil Ludwig, wollte dann aber in einer großen geistes- und ideengeschichtlichen Abhandlung zeigen, »wie mit der Revolution 1918 eine Umgruppierung zum Abschluß kam, die, im Gegensatz zu 1848, die Kunst zur Verfechterin des neuen, die Wissenschaft zu der des alten Staates machte. Wissenschaft und ancien régime, Kunst und Revolution gehören seitdem zusammen und die Ästhetisierung unserer Kultur steht in engem Zusammenhang mit dem Untergang der Ideen von 1871.«<sup>68</sup>

Westphal gehörte 1933 zu denjenigen Akademikern, die mit wehenden Fahnen zum NS-Staat überliefen. Er war – so hat Peter Borowsky geschrieben, »der nationalsozialistische Historiker in Hamburg«.<sup>69</sup> Sein Ziel war nach der »nationalen Revolution« die Durchsetzung der »nationalsozialistischen Hochschule«. Westphal, der u.a. bei den Bismarckforschern Erich Marcks und Max Lenz studiert hatte, vertrat dabei schon vor 1933 die Auffassung, daß die deutsche Geschichte durch herausragende Einzelpersönlichkeiten bestimmt worden sei. Und »die größte dieser deutschen

Führergestalten war Bismarck; und Kritik an Bismarck war für Westphal undenkbar.«<sup>70</sup>

Aus Begeisterung über den Tag von Potsdam, den 21. März 1933, verfaßte er für die Zeitschrift »Vergangenheit und Gegenwart« einen richtungweisenden Beitrag, der »Bismarck und Hitler« überschrieben war und Mitherausgeber Wilhelm Mommsen signalisiert haben dürfte, von wo der Wind jetzt wehte. Denn dort bekannte Westphal: »Ich glaube, die Funktion, die im bismarckischen Deutschland der preußische Staat für das Reichsganze ausübte, ist im hitlerischen Deutschland übergegangen auf die Nationalsozialistische Partei. Und zwar als Partei. Partei im alten Sinne ist sie nicht mehr, nicht eine Partei unter anderen, sondern *die* Partei oder: selber Staat. Die Nationalsozialistische Partei ist der Staat. Sie ist mit dem Reiche ebenso identisch wie einst Preußen.« Am Ende, einige Zeilen später, lesen wir dann: »So verstehe ich es, daß der Österreicher Hitler nach Potsdam ging. Am Grabe Friedrich des Großen hauchte er der gewaltigen Volksbewegung, die er geschaffen hatte, den Staatsgeist des Königs ein.«<sup>71</sup>

1930 hatte sich Westphal zwangsläufig noch moderater gegeben, dennoch erreichte mit »Feinde Bismarcks« die Kontroverse um die Historische Belletristik eine Dimension, die sie bisher so nicht gehabt hatte. War sie bis dato eine Auseinandersetzung um Geschichtsschreibung, wissenschaftliche Standards und historisch-politische Bewertungen gewesen, ging es jetzt, als sich die Feinde der Republik offensiver in die Debatte einschalteten, um weltanschauliche Differenzen. Westphal kritisierte Ludwig zunächst im üblichen Rahmen, wies ihm Fehler und Fehleinschätzungen nach (wie Wilhelm Mommsen und andere Historiker es auch getan hatten), holte dann jedoch zum Generalangriff auf das aus, was man das »andere Deutschland« nennt. Er warf Ludwig vor, dieser vertrete »die Ideen von 1919« und das »in kaum zu überbietender tendenziöser Weise.« Und ein Absatz zuvor: »So ist es recht eigentlich der Boden der 'Weimarer Koalition', von dem aus Ludwig sein Bismarckbild entworfen hat.«<sup>72</sup>

Die politische Rechte schlug jetzt schärfere Töne an, als die Republik in den Strudel der Weltwirtschaftskrise geriet und mit den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 der politische Durchbruch der NSDAP eingeläutet wurde. Jetzt trumpfte auch der Antisemitismus unüberhörbar auf. Er hatte die Republik von Anfang an begleitet und am politisch rechten Rand stets zum guten Ton gehört. Mitte der 20er Jahre war es nichts Ungewöhnliches, wenn der Archivrat im Geheimen Staatsarchiv Berlin und Mitarbeiter an der Friedrichruher Bismarck-Ausgabe, Herman von Petersdorff, in der »Neuen Preußischen Kreuzzeitung« schrieb, Ludwigs Bismarck-Biographie zeuge von »der jüdischen Einfühlungskunst« ihres Verfassers.<sup>73</sup> Anderswo war zu lesen, der »jüdische Geist« sei besser als der germanische zu solchen psychologischen Darstellungen befähigt, woraufhin vom gründlichen Deutschen die Rede ist und zugleich mitschwingt, daß Emil Ludwig diesem Volk vermutlich nicht angehöre. Eine Seite weiter ist sogar von den »Orientalen« die Rede, zu denen er sich anscheinend ethnisch zu rechnen hatte. Die üblichen Versatzstücke des Antisemitismus.<sup>74</sup>

Auf Westphals Buch folgte die sicherlich umfangreichste Polemik gegen Ludwig, der jetzt durch Niels Hansen endgültig zum »Fall« wurde.<sup>75</sup> Hier wiederholte sich, was auch in »Feinde Bismarcks« auszumachen war. Die Kritik an Ludwigs Biographien und übrigen Publikationen kam durchaus sachlich daher, auch wenn sie oft vernichtend war. Autor Hansen war ausgesprochen gebildet, kannte sich im umfangreichen Werk Ludwigs bestens aus und stellte einen großen Sachverstand unter Beweis. Sogar wohlwollende Kritik blitzte hier und da auf.

Doch ideologisch wird nun eine klarere Sprache gesprochen, wenn es darum geht, gegen Ludwig unmißverständlich Front zu machen, ihn als Anhänger der Republik, als bekennenden Aufklärer, Weltbürger, Europäer und Pazifisten zu diskreditieren und als Autor zu demontieren. Und daß er zum »anderen Deutschland« gezählt wird, hängt

eben auch mit seiner jüdischen Herkunft zusammen, wie Hansen im biographischen Kapitel feststellt: »Als wichtigster Eindruck der väterlichen Erbschaft bleibt ein gescheiter, verstandesklarer, temperamentvoller Jude. Häufige Eigenschaften seiner Rasse, das opportunistische Denken, die ungrüblerische, dem Nichtjuden oberflächlich erscheinende, geistreiche Gescheitheit, die aufgeklärte Weltanschauung sind stark ausgeprägt.«<sup>76</sup>

Andernorts erfahren wir dann, Ludwig sei ein »Mensch des 19. Jahrhunderts in der Tradition der immer noch lebenden Aufklärung«, wobei Hansen in seinem Kapitel »Biographie eines Biographen« resümiert: »Eine starke schriftstellerische Begabung, Beweglichkeit, Verstandesklarheit, Temperament, eine liberale Weltanschauung, künstlerisches Empfindungsvermögen ohne Genialität; Eitelkeit und nie ganz erfüllter Ehrgeiz, jüdisches Ressentiment, Artistentum; Reisen, ein nicht erlebter Krieg, Flucht vor der Not seines Volkes – das ist die Bilanz dieses Lebens.«<sup>77</sup>

Fünf Jahre später, 1935, zog auch Wilhelm Mommsen eine Bilanz der besonderen Art, als er in seinem Buch »Politische Geschichte von Bismarck bis zur Gegenwart« auf das Problem des Antisemitismus zu sprechen kam: »Noch mehr als vor dem Kriege wuchs im künstlerischen und im wissenschaftlichen Leben der Einfluß des Judentums, dessen zersetzende Art durch Haltung und Einfluß von Schriftstellern wie Emil Ludwig, Arnold Zweig, Leo [sic] Feuchtwanger gekennzeichnet wurde. Auch im Wirtschaftsleben vermehrte sich der jüdische Einfluß. Von den Rechtsanwälten und Ärzten waren in den Großstädten weit über die Mehrzahl Juden, gelegentlich bis über 90 Prozent. Nach dem Kriege waren zahlreiche Juden auch in führende politische Stellen gekommen. Außerdem saßen jüdische Vertreter vielfach nicht an den sichtbarsten Plätzen, hatten aber besonders wichtige Stellen besetzt und dadurch erheblichen Einfluß.«<sup>78</sup>

Diese und ähnliche Aussagen waren es schließlich, durch die Mommsen sich beruflich um Kopf und Kragen schrieb und die nach 1945 einer Rückkehr auf seine Marburger oder eine andere Professur im Wege standen.

Emil Ludwig kannte solche judenfeindlichen Töne zur Genüge, denn der Antisemitismus war ihm in die Wiege gelegt worden. Als er am 25. Januar 1881 in Breslau das Licht der Welt erblickte, stand in Preußen (und nicht nur hier) der moderne politische Antisemitismus in voller Blüte. 1879 hatte der prominente Historiker Heinrich von Treitschke, Professor an der Berliner Universität und Reichstagsabgeordneter, in den »Preußischen Jahrbüchern« geschrieben: »Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuths mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück!«<sup>79</sup>

Damit war der berühmt-berüchtigte Antisemitismusstreit losgetreten, der seinerseits eine breite judenfeindliche Agitation anheizte. Unzählige antisemitische Vereine, Gruppierungen oder Publikationen schossen wie Pilze aus dem Boden. Auch antisemitische Parteien entstanden, die populärste war die »Christlichsoziale Partei« des Hofpredigers Stoecker, der praktisch qua Amt dem Antisemitismus die höhere Weihe verlieh. Dieser gewann jetzt zunehmend rasseideologische Züge, und auch von Vertreibung und Vernichtung war schon die Rede.<sup>80</sup>

Treitschkes »Deutsche Geschichte«, die im Bildungsbürgertum ausgesprochen verbreitet war, ist durchsetzt mit judenfeindlichen Äußerungen und trug auf ihre Weise dazu bei, den Antisemitismus gesellschaftsfähig zu machen.<sup>81</sup> Es war im übrigen Theodor Mommsen, der Zivilcourage zeigte und seinem Kollegen Treitschke publizistisch Paroli bot. Andere namhafte Professoren sekundierten, unter ihnen der Naturforscher Rudolf Virchow.

Daß aber selbst liberale Geister von dieser antisemitischen Stimmung beeindruckt wurden, zeigt das Beispiel Theodor Fontane, den die üblichen Überfremdungsängste

anscheinend auch gepackt hatten. Er schrieb am 1. Januar 1881 in sein Tagebuch: »Zweidrittel aller Menschen im Theater waren Juden; ich habe nichts dagegen und gönne es ihnen; aber es giebt doch zu allerhand ängstlichen Betrachtungen Veranlassung, die man mit humanistischen Redensarten, sie mögen so schön und so aufrichtig gemeint sein wie sie wollen, nicht aus der Welt schaffen wird. Staat und Gesetzgebung müssen bei Zeiten helfen, sonst wird es schlimm.«<sup>82</sup>

Wahrscheinlich hatte Fontane an diesem Neujahrstag noch nicht davon gehört, daß der Staat in der zurückliegenden Nacht in besonderer Weise gefordert war. In Berlin war es in der Silvesternacht nach einer großen Antisemitenversammlung nämlich zu »pogromähnlichen Krawallen« gekommen. Der organisierte Mob skandierte »Juden raus«, es wurde geprügelt, und Fensterscheiben gingen zu Bruch. Einige Wochen später ereignete sich ähnliches in der preußischen Provinz. In Thorn, Stolp und Neustettin gingen Synagogen und Häuser jüdischer Bürger in Flammen auf, so daß Militär aufgeboten werden mußte.<sup>83</sup>

Angefacht wurden diese Ausschreitungen unter anderem durch die sogenannte Antisemitenpetition. Über eine Viertelmillion Unterschriften hatten ihre Agitatoren zusammenbekommen, um ihre Forderungen an die Reichsregierung zu untermauern. Diese bestanden darin, Juden weitgehend aus öffentlichen Ämtern zu entfernen und die Einwanderung von »Ostjuden« aus Rußland zu verhindern. Die Reichsregierung nahm sich der Sache nicht an, verurteilte sie aber auch nicht.

Und Bismarck? Er pflegte zu bestimmten Juden bekanntlich gute persönliche Beziehungen, genannt sei hier nur Gerson Bleichröder, sein Bankier und Finanzberater. Im politischen Alltagsgeschäft allerdings stellte der Reichskanzler Macht über Moral. Bismarck taktierte virtuos im Umgang mit den Antisemiten, ignorierte sie wo nötig, ohne sie öffentlich zu maßregeln, was dann auch als Zustimmung gewertet werden konnte. Otto Pflanze hat es so ausgedrückt: »Bismarck hatte gegen Antisemitismus nichts, solange er sich gegen seine Feinde richtete.«<sup>84</sup>

Emil Ludwigs Vater war der renommierte Augenarzt Hermann Ludwig Cohn. Der »Augen-Cohn«, wie er in Breslau allseits genannt wurde, unterhielt in seiner Heimatstadt eine private Augenklinik. Als Mediziner, Hygieniker, Forscher und Publizist deutschlandweit geachtet, war auch ihm aufgrund seiner jüdischen Herkunft die reguläre akademische Karriere, insbesondere eine ordentliche Professur, erschwert worden. Professoren waren in Preußen Staatsbeamte.

In Cohns Sprechstunde kamen auch Adlige, was sein Sohn so kommentiert: »Denn der Antisemitismus hörte auch hier, wie schon bei Bismarck, plötzlich auf, wo es sich um das Leben, die Gesundheit oder das Geld handelte, und der schlesische Adel trug damals, so weit er welche brauchte, meines Vaters Brillen, ließ sich von ihm operieren und beraten.«<sup>85</sup>

Anfang der 1880er Jahre sah Cohn sich allerdings veranlaßt, für seine vier Kinder eine Namenänderung herbeizuführen, weil »Cohn« allzusehr stigmatisiere. Die Gelegenheit hierzu war günstig, als er einem Adligen aus der preußischen Ministerialbürokratie das Augenlicht rettete und dieser seine Hilfe anbot. Auf diese Weise erging am 3. Juli 1883 eine königliche Kabinettsordre, die Cohns Kindern den Nachnamen Ludwig vorschrieb.<sup>86</sup> Die bis heute gängige Praxis, von »Emil Ludwig (Cohn)« zu sprechen und zu schreiben, wie es die Völkischen und Nationalsozialisten genüßlich taten und wie es einige Handbücher und Artikel aus Unkenntnis oder Unachtsamkeit noch immer handhaben, ist deshalb sachlich schlicht falsch.

Emil Ludwig wuchs in einem liberalen, weltoffenen Elternhaus auf. Seine Mutter Valeska war eine geborene Friedlaender und Schwester des oberschlesischen Kohlemagnaten Fritz Friedlaender, eines der reichsten Männer Deutschlands. Er wurde später geadelt und ging als Friedlaender-Fuld in die deutsche Wirtschaftsgeschichte ein. Kam er nach Breslau zu Besuch und wurde mit dem Augen-Cohn lebhaft über Bismarck

und mögliche Kriege debattiert, so ließ der erfolgreiche Unternehmer schon mal die Bemerkung fallen: »Krieg! [...] Der Reichskanzler hat mir erst vorige Woche versichert...«<sup>87</sup>

Es gehörte zum Alltag des heranwachsenden Emil, im Elternhaus bedeutende Persönlichkeiten kennenzulernen: »So wurden die Namen Schliemann, Helmholtz, Virchow durch einen Händedruck, ein freundliches, etwas verlegenes Lächeln in uns lebendig, bald auch Bergmann und Robert Koch, und zwar sogleich als Vertreter des Genius. Virchow war damals auch im Abgeordnetenhaus (13. Dez.1888) für meines Vaters Forschungen eingetreten; davon hörten wir ohne Verständnis, aber mit Staunen.«<sup>88</sup>

Zu den Geistesgrößen, mit denen der Knabe bekannt wurde, gehörte auch Gerhart Hauptmann, eine Bekanntschaft, aus der eine jahrzehntelange Freundschaft erwachsen sollte. 1926 wird Ludwig dem Dichter seine Bismarck-Biographie in »Verehrung und Freundschaft« widmen.

Als Vater Hermann Cohn sich wegen Fettleibigkeit als Patient in die Obhut Ernst Schweningers begab, wurde Bismarck für den jungen Ludwig zum Protagonisten zahlreicher Anekdoten. Der legendäre Modearzt kam auf der Durchreise regelmäßig zu Besuch und schuf ungewollt die Grundlagen für den späteren Historischen Belletristen: »Eigentlich erzählte er immerfort und war wohl der einzige, der meines Vaters Rekord im Reden brach. Er sprach beinahe nur von Bismarck, den er 'mein Fürst' nannte, und aus dessen letzten Lebensjahren sich ein so plastisches Bild in meine Seele senkte, wie ich es nirgends hätte finden können.«<sup>89</sup>

Hermann Cohn korrespondierte später auch mit Herbert von Bismarck über »Bismarcks Brillen«, einen der vielen Forschungsbeiträge aus seinem umfangreichen Werkverzeichnis.<sup>90</sup>

Nach dem Abitur studierte Emil Ludwig Jura und wurde 1904 mit einer Arbeit über das Berufsgeheimnis promoviert. Ein knappes Jahr war er in der Firma des berühmten Onkels tätig, beschloß dann aber zum Entsetzen des Vaters, freischaffender Künstler zu werden. Er und seine spätere Frau Elga Wolf brannten auf abenteuerliche Weise in die Schweiz durch und ließen sich in Moscia, einem Ort dicht bei Ascona, nieder. Das Tessin war in dieser Zeit eher das »Armenhaus« Europas, galt jedoch bei Zivilisationsmüden und Alternativgesinnten als Eldorado. Nicht weit von der kleinen Sennhütte, in die das frischvermählte Paar einzog, befand sich die legendäre Aussteigerkolonie Monte Verità.

Emil Ludwig versuchte sich als neuromantischer Dichter, reiste unermüdlich und verkehrte vor allem in Wien und Berlin in den einschlägigen Künstlerkreisen seiner Zeit. Gut bekannt war er mit Walther Rathenau und Maximilian Harden, sein wichtigster Freund und Mentor wurde Richard Dehmel, seinerzeit eine literarische Kultfigur. Der schriftstellerische Durchbruch gelang dem jungen Wilden jedoch erst mit seiner Psychographie »Bismarck. Eine psychologische Studie«, die Samuel Fischer 1911 verlegte. Das Buch verströmt noch den Geist der Neuromantik und des Jugendstils, ist weitgehend unpolitisch und setzt der erstarrten bürgerlichen Kultfigur Bismarck eine zwiespältige, in sich zerrissene Persönlichkeit entgegen, die ganz Genius und Künstler ist, der es primär nicht um die Macht, sondern um das Werk geht.

Victor Goldschmidt meinte in seiner kleinen Ludwig-Studie über das Buch, »wie wir Deutschen noch keins besitzen«: »Es sei hier nur eben auf das absolut Neue in der Erfassung eines großen Mannes hingewiesen, einer Erfassung, die sich frei gemacht hat von allen historischen Daten, es versteht, den Helden loszutrennen von allen politischen Zusammenhängen und nur ihn selber zu sehen und zu geben.«<sup>91</sup>

Und Emil Ludwig erzählt rückblickend: »Das Buch machte einiges Aufsehen, denn es war geeignet, das Bild des Mannes von Blut und Eisen, des Generals in Kürassierstiefeln durch das eines großen Problematikers zu ersetzen, der bis dahin

unsichtbar geblieben war. Da es politisch kritiklos war, gefiel es der Rechten besser als der Linken, die großen konservativen Blätter empfahlen es, Bismarcks Kreise kokettierten mit meiner Darstellung.«<sup>92</sup>

Dem läßt sich ohne weiteres zustimmen, berücksichtigt man, daß auch die Familie von Bismarck einen kleinen, aber nicht unwichtigen Beitrag zu der Publikation leistete. Der junge Autor fragte nämlich, auch im Namen des Verlages, bei der Fürstin Herbert in Friedrichsruh an, ob als Buchillustration eine Fotografie Otto von Bismarcks aus dem Herbst 1866<sup>93</sup> leihweise zur Verfügung gestellt werden könnte. Der »literarische« Porträtkünstler sah in dieser Bildquelle vor allem die »Grundfarbe des Mannes« aufleuchten, den es zu charakterisieren galt. Als vertrauensbildende Maßnahme schickte der Verlag einige schon gedruckte Seiten nach Friedrichsruh, wo Ludwigs Brief mit einem »Einverstanden« versehen wurde. Diese »Erlaubnis Ihrer Durchlaucht der Fürstin Bismarck« fand schließlich Eingang in die verschiedenen Auflagen.<sup>94</sup>

Eingang ins Friedrichsruher »Schloß« fand Emil Ludwig übrigens nicht. Als er im Sommer 1916 darum bat, seine Aufwartung machen zu dürfen und den Ort zu sehen, wo »so oft meine Gedanken« weilten, erhielt er eine Absage. Der »Gesundheitszustand« der Fürstin Herbert erlaubte keinen Empfang des Schriftstellers, der anlässlich der Neuauflage seines Werkes einmal hatte vorbeischaun wollen.<sup>95</sup>

Das Buch erlebte bis zum Beginn der 1920er Jahre mehrere erweiterte Auflagen und etablierte Ludwig als professionellen Schriftsteller, den S. Fischer jetzt nach Afrika schickte, um ein entsprechendes Reisebuch erscheinen zu lassen. Daß Bismarck hier erwähnt wird, muß nicht weiter betont werden. Der Reichsgründer ist ab jetzt ein fester Bezugspunkt in Ludwigs Werken, übertroffen nur noch von Goethe.

Im Frühjahr 1914 arbeitete Ludwig durch Vermittlung Walther Rathenaus für wenige Monate in London als Korrespondent des Berliner Tageblatts. Im Weltkrieg war er Berichterstatte auf dem Balkan, verbunden mit längeren Aufenthalten in Konstantinopel und Wien.<sup>96</sup>

Bei Kriegsausbruch hatte er mit in die patriotische Trompete geblasen. Im berühmterberühmten Septemberheft der »Neuen Rundschau«, in dem namhafte Dichter in die allgemeine Hurra-Stimmung einfallen, ist er ebenfalls vertreten, und zwar mit einem reportageähnlichen Bericht über die »großen Tage«. Hier erscheint Wilhelm II. noch in einem positiven Bild. Ludwig lobt dessen Thronrede vom 4. August im Weißen Saal des Berliner Stadtschlosses. Diese Rede habe der Kaiser zwar nicht anders verlesen als frühere. »Aber der improvisierte Einfall, allen Parteiführern zum Schluß am Thron die Hand zu reichen, barg ein so glücklich gefundenes Symbol, daß wirklich zwischen den überraschten Männern eine Stille eintrat, die Ehrfurcht war, nicht Etikette. Unwiederbringlich schade, daß bei diesem Waffenstillstande die Sozialisten fehlten.

Das Händeschütteln zwischen Volk und Kaiser war schön. Aber mancher vermifste zur Linken des Thrones den Halberstädter Kürassier.«<sup>97</sup>

Nicht anders ist es mit den beiden Büchern »Die Fahrten der Emden und der Ayesha« und »Die Fahrten der Goeben und der Breslau« bestellt. Auch sie stehen im Dienst der deutschen Kriegspropaganda.<sup>98</sup>

Die Revolution 1918 macht Ludwig zum Republikaner, vor allem aber zu einem politischen Publizisten. Die Hauptschuld am Chaos und Untergang der Monarchie schreibt er den deutschen Fürsten und dem Adel insgesamt zu. Sie klagt er ab jetzt feindbildartig an, sie seien einfach geflohen, hätten sich wie der Kaiser auf und davon gemacht. Die Bismarck-Biographie von 1926 wird im Hinblick auf diese Jahre mit den Worten enden: »Deutschland lebt. Die Fürsten haben es in der Not verlassen; aber das Volk, das er [Bismarck] zu spät erkannte, hat ausgehalten und Bismarcks Werk gerettet.«<sup>99</sup> Das werden wir ab jetzt immer wieder lesen, bis hinein in die Jahre des Exils.

Enttäuscht zog Ludwig sich nach Moscia zurück, um seine große Goethe-Biographie

zu schreiben. Für ihn wird der Weimarer Olympier fortan zum Leitstern und zur Ikone des »anderen Deutschland«. Wer von Emil Ludwig spricht, darf von Goethe nicht schweigen. Goethe avancierte kurzerhand zum Demokraten, zur geistigen Führungskraft der Republik, zur moralisch-mentalenen Rettungsinsel einer zutiefst verstörten Nachkriegsgesellschaft. Das sollte nach 1945 nicht anders sein, wie sich unter anderem am Beispiel Wilhelm Mommsen zeigen läßt. Der hatte inmitten seiner beruflich-privaten Wirren Goethe sinnstiftend für sich und seine Leser entdeckt und brachte Ende 1948 »Die politischen Anschauungen Goethes« heraus, ein noch immer lesenswertes Buch.<sup>100</sup>

Bismarck reicht da nicht heran, aber man rettet ihn gewissermaßen über den Untergang des Kaiserreichs und die Wende von 1918/19 hinüber. Der Eiserne Kanzler wird zum programmatischen Aktivposten vieler Parteien, sieht man einmal von Sozialdemokraten und Kommunisten ab. Interessant ist nur, daß auch die bürgerliche Linke, die der Pazifist, linksliberale Demokrat Emil Ludwig vertritt (auch wenn er selbst keiner Partei angehört), sich auf Bismarck besinnt und sich geschichtspolitisch auf ihn zu verständigen vermag.

Als Ludwig in den krisengeschüttelten Anfangsjahren der Republik meint, aus Rücksichtnahme auf den in Doorn residierenden Ex-Kaiser werde alle Schuld am Zusammenbruch des Reiches auf Bismarck abgeladen, läßt er in der radikaldemokratischen »Weltbühne« einen entsprechenden Artikel abdrucken. Der unmißverständliche Tenor: Nicht der Kanzler sei schuld, sondern der Kaiser, der das Werk des großen Politikers konterkariert habe. Nicht Bismarck habe Imperialismus betrieben, denn er sei stets mäßigend gewesen. Sein Reich sei nicht auf Deutschlands Fürsten gegründet worden, sondern auf seinen Stämmen, sprich dem Volk, und so bestehe es auch unter republikanischen Vorzeichen weiter.<sup>101</sup>

Im Cotta Verlag, wo 1920 Ludwigs Goethe-Biographie zuerst erschien, ermöglichte Inhaber Robert Kröner seinem erfolgreichen Autor – streng geheim natürlich – Einblicke in den dritten Band der »Gedanken und Erinnerungen«, von denen 250.000 gebundene Exemplare im Lager schlummerten. 1919 sollten sie auf den Markt geworfen werden, was bisher aber sowohl durch die Familie Bismarck als auch durch den Ex-Kaiser im holländischen Exil juristisch verhindert worden war.<sup>102</sup>

Unter strenger Aufsicht – so erzählt Ludwig – sei ihm die Lektüre gestattet worden. Nach zwei Stunden, die ihn elektrisiert hätten, mußte er feststellen: »Da saß ich also, ein einzelner Deutscher, und las das Testament dieses Gestürzten, in dem er sich, wie Mephisto im Zweiten Faust, in greller Ironie mit seinem Kaiser auseinandersetzte. Hier war vor meinen Augen, besonders im Hauptkapitel, eine Sektion dieses Fürsten vorgenommen worden, wie ich sie trotz allem Groll nie riskiert hätte. Dies Buch, dachte ich, ist die stärkste Waffe, die unsre junge Republik sich träumen kann: der Mann, den die Nation als Palladium verehrt, vernichtet darin den Mann, den sie aufhören muß zu verehren. Hätte die Nation dies Buch beim Tode Bismarcks gelesen, als Wilhelm vielleicht noch biegsam war: selbst der Untertan wäre aufgerüttelt worden. ...«<sup>103</sup>

Ludwig war empört, daß dieses Buch nicht erscheinen durfte, und sann – so erzählt er – auf einen »Husarenstreich«. Als es ihm nicht gelang, das Buch im Ausland erscheinen zu lassen, um vollendete Tatsachen zu schaffen, ließ er in Rom drei Kapitel ins Italienische übersetzen, um sie über die italienische Presse in die deutsche zu lancieren. Es dauerte nicht lange und der juristische Widerstand aus Doorn und Friedrichruh fiel in sich zusammen. Das Buch konnte im September 1921 auf den Markt kommen.<sup>104</sup>

Fast zeitgleich vollendete Ludwig sein Theaterstück »Die Entlassung«, das vor allem aus dem dritten Band der Bismarck-Erinnerungen schöpft.<sup>105</sup> Doch wiederum wurde die Aufführung durch den »Herrn in Holland« juristisch verhindert. Der Ex-Kaiser sah sich als Privatier und in seinen Persönlichkeitsrechten verletzt. Nachdem er in erster Instanz

Recht bekommen hatte, entschied das Berliner Kammergericht »nach vielstündiger Beratung« in letzter Instanz für Ludwig. Dieser hatte die Richter (von denen wohl einige Bismarckianer waren) davon überzeugt, daß er die beiden Protagonisten, Bismarck und Wilhelm II., historisch ausgewogen dargestellt habe. Anerkannt aber wurde vor allem das »Recht des Dichters zur Dramatisierung zeitgeschichtlicher Persönlichkeiten.«<sup>106</sup>

»Die Entlassung«, eines der ersten politischen Theaterstücke überhaupt, konnte ihren Siegeszug antreten und wurde »über tausendmal auf 200 großen und kleinen deutschen Bühnen gespielt, im Saal einer Wirtschaft in Husum, von einem Wandertheater in Bayern, bis in ganz bildungslose Kreise, und eben die waren es, die ich suchte; später, 1930, sind in Köln auch Schulklassen hineingeführt worden, um Geschichte zu lernen. Gewiß hat eine Million Deutscher das Stück gesehen, die die zugrunde liegenden Bücher und Dokumente nicht lasen, und durch den Schlußakt erfahren, daß in den Tagen von Bismarcks Sturz gegen seinen Willen der deutsche Vertrag mit Rußland nicht wieder erneuert und damit die Bahn zum Zweibund, die Gefahr des Zweifrontenkrieges, die Basis des Weltkrieges geschaffen wurde.«<sup>107</sup>

»Die Entlassung« schuf für Regisseure allerdings ein Problem. Der Autor ließ Ende des zweiten Aktes Tyras, die Reichsdogge, auftreten, was schon bei der Premiere entsprechende Schwierigkeiten verursachte. Im übrigen wäre es reizvoll, dieses Theaterstück mit dem späteren Ufa-Film »Schicksalswende« aus dem Jahr 1942 zu vergleichen. Stellt man nämlich beide gegenüber, sind interessante Parallelen auszumachen. Seinem Stück ließ Ludwig zwei weitere Bismarck-Schauspiele folgen: »Volk und Krone«, das die Konfliktzeit thematisiert, und »1870«.<sup>108</sup>

1928 sollte Bismarcks Erinnerungswerk nochmals in die Schlagzeilen geraten. Nach damaligem Urheberrecht, das eine Schutzfrist von 30 Jahren kannte, lief der Urheberschutz der »Gedanken und Erinnerungen« im Sommer jenes Jahres aus. Emil Ludwig kündigte nun an, demnächst werde der »Ur-Bismarck« erscheinen.<sup>109</sup> Damit war der Abdruck der Originalstenogramme gemeint, die sich im Nachlaß Lothar Buchers befanden, Bismarcks treuem Mitarbeiter, dem der Altkanzler in den ersten beiden Jahren nach seiner Entlassung seine Erinnerungen diktieren hatte.

Und dieser Nachlaß – so Ludwig – befinde sich »in sicheren Händen, d. h. außerhalb des Kreises seiner Erben.« Ludwig versprach weiter: Dieser Ur-Bismarck werde »der Welt unter hundert anderen interessanten Dingen zeigen, wieviel schärfer und rücksichtsloser im ersten Diktat Bismarcks Kritik an Königen und Fürsten sich ausnahm.«<sup>110</sup>

Hinter den »sicheren Händen« verbarg sich im übrigen der Rowohlt-Verlag, zu dem Ludwig Anfang der 20er Jahre gewechselt war und den er, der bekannte Bismarck-Biograph, inspiriert hatte, in diesen Quellenfundus zu investieren.<sup>111</sup>

Es war vor allem der Freiburger Historiker Gerhard Ritter, der nun zu verhindern suchte, daß die Publikation einer so hochkarätigen Quelle »durch einen Dilettanten und Sensationshascher« besorgt werde, »ganz abgesehen von gewissen fatalen politischen Sensationen«.<sup>112</sup>

Nach einigem Hin und Her konnte Ritter die Familie Bismarck davon überzeugen, das Hausarchiv für die Forschung zu öffnen und Ludwig und dem Rowohlt-Verlag zuvorzukommen. Ritter reiste nach Friedrichsruh, ließ sich die einschlägigen Faszikel nach Freiburg schicken und kam nach Sichtung der Akten zu dem Ergebnis, daß man den Dilettanten Ludwig ausbooten könne. Dessen Material sei keineswegs so spektakulär und öffentlichkeitswirksam, wie dieser in der Presse angekündigt habe, und man könne seine beabsichtigte Publikation noch »vor Erscheinen fast vollkommen lahmlegen«, denn für »Rowohlt-Ludwig« bleibe kaum etwas Neues übrig.<sup>113</sup>

Erleichtert wurde Ritters Coup durch die prekäre wirtschaftliche Lage, in die der Rowohlt-Verlag mit Beginn der Weltwirtschaftskrise von 1929 geraten war.<sup>114</sup> Als die

Hausbank des Unternehmens, die Danat Bank, im Sommer 1931 zusammenbrach, konnte der Verlag nur durch die Gründung einer Auffangsgesellschaft gerettet werden. Als nun aber auch das gute Verhältnis zwischen Ernst Rowohlt und seinem Erfolgsautor Emil Ludwig zerbrach, war der Verlag schließlich bereit, den Bucher-Nachlaß an das Reichsarchiv zu verkaufen. Gerhard Ritter war am Ziel seiner Wünsche und edierte die Bismarckschen Erinnerungen als Band 15 der Friedrichsruher Ausgabe, der 1932 erschien.<sup>115</sup>

Seit Mitte der 1920er Jahre gehört Ludwig zu den gefeierten Großschriftstellern in Deutschland. International – resümiert Helmuth Nürnberger – sei er der »erfolgreichste Schriftsteller der Weimarer Republik« gewesen.<sup>116</sup> Doch es sind nicht nur die vielgelesenen Biographien über Goethe, Napoleon, Wilhelm II. oder Bismarck, die Ludwigs Popularität und Einfluß begründen und ihm in der in- wie ausländischen Presse Schlagzeilen garantieren. Er entfaltet allein zwischen 1919 und 1933 eine unglaubliche Produktivität, was ein Blick in die Liste seiner veröffentlichten Bücher, Zeitungs- oder Zeitschriftenaufsätze schnell bestätigt.<sup>117</sup> Hier wird zudem dokumentiert, daß Ludwig zweifelsohne einer der wichtigsten politischen Publizisten seiner Zeit ist. Seinem Selbstverständnis nach bleibt er jedoch stets Künstler, der neben seinen journalistischen Arbeiten und literarisch gestalteten Biographien eben auch Romane, Essays, Künstlerporträts, Reisebücher oder Gedichte verfaßt. Daß er die Sonette Shakespeares neu übersetzt, gehört ebenso zu seiner Schriftstellertätigkeit wie die Neuübersetzung des berühmten Kochbuches von Brillat-Savarin.<sup>118</sup>

So viel Publizität und Popularität öffnet die unterschiedlichsten Türen und garantiert illustre Bekanntschaften. Insbesondere im Ausland wird Ludwig neben Lion Feuchtwanger und Thomas Mann zu einem der wichtigsten geistigen, aber auch politischen Repräsentanten des neuen und eben auch »anderen Deutschland«. Kommt er nach London, Paris, Rom, Athen oder besucht er die Vereinigten Staaten, entfacht das einen gehörigen Presserummel, denn Ludwig wird nicht selten wie ein offizieller Gast empfangen.

Er kennt – salopp formuliert – Gott und die Welt. Die Gästeliste, die in Moscia geführt wurde, nennt bekannte Persönlichkeiten aus Politik und Kultur. Darunter sind Gustav Stresemann, Gerhart Hauptmann, George Bernard Shaw, Ernst Toller, Max Brod, Bruno Walter, Hellmut von Gerlach, Ernst Niekisch, Thomas Mann, Erich Maria Remarque (der Nachbar unterhalb von Moscia), Stefan Zweig, Neville Chamberlain oder Heinrich Brüning.<sup>119</sup>

Während der Wirtschaftskonferenz von Genua im Frühjahr 1922 konferiert er eine »Nachtstunde und allein« mit Rathenau, wobei natürlich der spektakuläre Rapallo-Vertrag des Deutschen Reiches mit dem revolutionären Sowjetrußland diskutiert wird, den Ludwig skeptisch beurteilt.<sup>120</sup>

Am 12. April 1926 genießt Gustav Stresemann in Moscia als privater Gast Elga und Emil Ludwigs die herrliche Aussicht auf den Lago Maggiore. Stresemann schätzt »sehr hoch« Ludwigs Goethe-Biographie und vermag, wie sein Sohn berichtet, sogar Trost aus der Bismarck-Biographie zu ziehen.<sup>121</sup> Der Reichsaußenminister preist die Bücher des ihm freundschaftlich verbundenen Schriftstellers öffentlich an und wird daraufhin, als er den Schriftsteller in einer Sitzung des Haushaltsausschusses des Reichstages als einen »Exponenten deutschen Geistes« bezeichnet, von den Nationalsozialisten im Parlament verhöhnt und »der Jude Cohn, genannt Emil Ludwig«, gleich mit.<sup>122</sup>

Alles in allem verwundert es dann nicht, wenn man im Auswärtigen Amt in der Berliner Wilhelmstraße auf die Idee kommt, sich Ludwigs internationales Renommee zunutze zu machen. 1929 wird in einer Denkschrift zur Vorbereitung der »Weltabrüstungskonferenz« vorgeschlagen, den berühmten Autor geschickt im Sinne der deutschen Außenpolitik zu instrumentalisieren. Vor allem die öffentliche Meinung

in Großbritannien und den USA gilt es aus Berliner Sicht zu beeinflussen. Da könnte dann – so die Überlegungen – vielleicht »eine Artikelserie von Emil Ludwig in der Hearst Presse, ähnlich der Artikelserie, die dieser dort kürzlich über die Kriegsschuldfrage hat erscheinen lassen. Sollte sich dieser Weg als gangbar erweisen, könnte die Artikelserie von Emil Ludwig eventuell später in Amerika als Buch erscheinen.«<sup>123</sup>

Doch manchmal gibt es auch Verständigungsprobleme mit den Diplomaten der alten Schule. So lehnt Ulrich von Hassell, deutscher Gesandter in Kopenhagen, es Ende 1928 ab, mit Ludwig zusammenzutreffen. Ähnlich verhält sich einige Monate später Freiherr von Neurath, der zu dieser Zeit Botschafter in Rom ist. Er weigert sich, den deutschen Erfolgsschriftsteller zu empfangen, der allerdings durch eine Audienz beim italienischen König, beim Papst und Mussolini entschädigt wird.<sup>124</sup>

Und als Ludwig nach London kommt und beim deutschen Botschafter Sthamer vorspricht, erwischt das diesen anscheinend auf dem falschen Fuß, wie Harry Graf Kessler genüßlich zu berichten weiß. Der hört nämlich von dem Diplomaten Hans Heinrich Dieckhoff folgende Geschichte, die Kesslers Tagebuch überliefert:

»Von Emil Ludwigs Empfang bei Sthamer [sic] erzählte er: Ludwig habe sich durch den Diener melden lassen als 'Herr Ludwig'. Sthamer habe ihn gleich empfangen, ohne zu ahnen, wer er war. 'Bitte Herr Ludwig nehmen Sie Platz; Sie sind Deutscher, Herr Ludwig'. Ludwig, der eine Anspielung auf sein jüdisches Aussehen wittert 'Jawohl. Ich bin der Verfasser eines Bismarcklebens'. Sthamer, plötzlich im Bilde mit hoherhobenen Armen 'Ach, Herrje!' Ludwig fasst das als eine abfällige Beurteilung seines Buches auf und empfiehlt sich rasch. Sthamer höchst verlegen u. mit sich selbst wegen seiner Ungeschicklichkeit ärgerlich, kann sich nicht dazu bringen, Ludwig einzuladen. Worauf Ludwig in höchster Pikage abdampft.«<sup>125</sup>

Botschafter Sthamer wurde allerdings Trost zuteil, und das durch keinen Geringeren als den britischen Diplomaten William Tyrrell, der folgende Emil-Ludwig-Anekdote zum besten gab: »Ludwig habe zu Tyrrell das Schwinden der Ehrfurcht im deutschen Volke vor grossen Männern beklagt: 'Wenn Moltke mit Bismarck über die Linden gieng [sic], da hat Jeder vor ihnen den Hut gezogen. Aber meinen Sie, dass wenn ich mit Feuchtwanger über die Linden gehe, Jemand vor uns den Hut zieht?'«<sup>126</sup>

Doch wie dem auch sei – Emil Ludwig hat in der britischen Hauptstadt Wichtigeres zu tun, als sich über Diplomaten zu ärgern. Auf Einladung von Lord Haldane referiert er im Juni 1927 im »Institute of Foreign Affairs« über das Thema »Bismarck and the Germany of To-day«.<sup>127</sup> Natürlich ist es kein Zufall, daß der berühmte Autor sich gerade jetzt in London aufhält. 1927 kommt seine Bismarck-Biographie mit dem Untertitel »The Story of a Fighter« auf den englischsprachigen Buchmarkt, ebenso die bereits erwähnten drei Theaterstücke »Volk und Krone« (King and People), »1870« (Union 1870) und »Die Entlassung« (Dismissal 1890), die jetzt unter »Bismarck – The Trilogy of a Fighter« firmieren.<sup>128</sup>

Seine Londoner Rede eröffnet Ludwig mit einer Problematik, die ihn spätestens seit 1918/19 beschäftigt und zeitlebens nicht mehr loslassen soll. Leitmotivisch durchzieht sie alle seine Arbeiten zur deutschen Geschichte. Gemeint ist das Verhältnis von »Geist und Staat« bzw. Kultur und Machtpolitik in der Geschichte der Deutschen.<sup>129</sup> Ludwigs These lautet: Geist und Staat hätten sich mit wenigen Ausnahmen (hier denkt er an Goethe oder Friedrich den Großen) gegenläufig entwickelt. In Zeiten der politischen Agonie und Zerrissenheit sei die Kultur aufgeblüht, in den Jahrzehnten des machtpolitischen Aufstiegs das geistige Leben verkümmert. Die Folge dieses Antagonismus: Die Deutschen neigten zu obrigkeitstaatlichen Verhältnissen und hätten der Macht meist mehr abgewinnen können als der Freiheit.

1942 wird Ludwig diese Gedanken in seinem Buch »The Germans« ausbreiten, um die fatale Fehlentwicklung des eigenen Volkes dem englischsprachigen, insbesondere

dem US-amerikanischen Publikum vor Augen zu führen. Daß er damit, inmitten des Krieges, das Deutschlandbild der späteren Siegermächte stark beeinflusst, läßt sich leicht ausmalen.<sup>130</sup>

Auch das Bismarckbild – so Ludwig 1927 in London – sei durch den aufgezeigten Antagonismus deformiert worden. Doch der Blut-und-Eisen-Kanzler entspreche nicht dem Klischee, in das nationalistische und monarchistische Kreise ihn gepreßt hätten. Ludwig führt seinen britischen Zuhörern – wie er es in seinen Büchern von 1911 und 1926 auch getan hat – nun das moderne republikanische Bismarckbild vor Augen. Die junge, an Nietzsche geschulte Generation sehe den Reichsgründer als geniale, aber ambivalente Künstlernatur, als einen zwiespältigen Charakter, angesiedelt zwischen Faust und Mephisto. Bismarck sei vielleicht kein Europäer gewesen, doch er habe in europäischen Dimensionen gedacht, er habe etwas von einem Revolutionär und sei kein Ideologe, sondern Realpolitiker gewesen, der – bei allen Fehlern, die man ihm anlasten müsse, – ein bleibendes Werk geschaffen habe.

Ludwig proklamiert: Von Bismarck zu Wilhelm II. gibt es keine Kontinuitätslinie. Das »Versailles« von 1871 habe nicht zu dem »Versailles« von 1919 geführt.

Womit der Referent zur Gegenwart gekommen war.

Die letzten Seiten seines Vortrags standen gewissermaßen im Dienste vertrauensbildender Maßnahmen. Rathenau und nach ihm Stresemann führten das »andere Deutschland« im Sinne Bismarcks fort. Und von diesem Deutschland gehe keine Gefahr mehr aus. Eine Rückkehr zur Monarchie sei nicht in Sicht. Mit Hindenburg als Präsidenten sei die Republik gesicherter als vorher. Niemand in Deutschland denke an Rache, aber alle wünschten eine Revision des Versailler Vertrages. Doch das werde sogar in den ehemaligen Ententemächten so gesehen. Deutschland werde – so Ludwigs Botschaft – in einem künftigen Krieg neutral bleiben. Nicht weil die Deutschen Pazifisten seien, sondern weil sie begriffen hätten, daß dieses besser für sie sei. Damit war der Geist Bismarcks beschworen.

Unermüdlich reist Ludwig durch die Welt, um gekrönte Häupter, Staatsmänner, Diktatoren oder berühmte Männer aus Wissenschaft und Technik zu interviewen und biographisch zu porträtieren.<sup>131</sup> Zu seinen Gesprächspartnern zählen unter anderen Briand, Masaryk, Kemal Atatürk, Leo Trotzki, mehrfach Mussolini, der griechische König Konstantin, der griechische Politiker Venizelos, König Fu'ad von Ägypten, die Päpste Benedikt XV. und Pius XI., Fridtjof Nansen, Nobelpreisträger George Bernard Shaw, die US-Präsidenten Coolidge und Hoover sowie Thomas Edison und Henry Ford, wobei der greise John D. Rockefeller sogar auf die Idee verfällt, eine Auftragsbiographie bei Ludwig zu bestellen. Doch der winkt ab, denn sein Motto lautet: »Ein gemaltes Portrait kann bestellt und kann geliefert werden. Ein literarisches niemals.«<sup>132</sup>

Spektakulär ist das Zusammentreffen mit Josef Stalin im Dezember 1931. Ludwig hat sich ideologisch wie politisch zweifelsohne in die Höhle des Löwen gewagt und trifft auf einen selbstbewußten Tyrannen, der die Zügel innenpolitisch fest in Händen hält. Inzwischen hat die Weltwirtschaftskrise die kapitalistischen Staaten mit ganzer Wucht heimgesucht, während die UdSSR in einer ungeheuren, opferreichen Kraftanstrengung zum Sprung ins Industriezeitalter angesetzt hat und weltweit zu einem wichtigen Außenwirtschaftspartner aufgestiegen ist. Doch auch die Annäherung der Sowjetunion an Polen wird in der Berliner Wilhelmstraße mißtrauisch beäugt, so daß Ludwigs Gespräch im Kreml einen entsprechenden Niederschlag in den Akten erfährt.<sup>133</sup>

Wenige Wochen später ist Ludwig wieder in Rom bei Benito Mussolini zu Gast. Es ist wie gesagt nicht das erste Mal, daß die beiden sich gegenüber sitzen. Bereits im März 1929 hat Ludwig den Duce zweimal interviewt.<sup>134</sup> Doch jetzt hat der Diktator besonders viel Zeit für den weltbekannten Schriftsteller. Zwischen dem 23. März und dem 4. April

finden »fast täglich etwa eine Stunde lang« im Palazzo Venezia insgesamt 18 Gespräche statt, die schon bald als Buch in 14 Sprachen erscheinen. Im Klappentext zur deutschen Ausgabe heißt es, in diesen »dramatischen Gesprächen« werde von »einem politischen Gegner und persönlichen Bewunderer der stärkste Willensmensch unserer Epoche als Denker entdeckt und in seinen persönlichen Gefühlen über Staat und Menschheit, über Schicksal, Geschichte und über seine eigene Laufbahn von einem Kenner der Menschenseele dargestellt.«<sup>135</sup>

Teile der politischen Linken und Ludwig sonst wohlwollende Kritiker verübeln ihm dieses Unternehmen, weil sie in dem Buch eine Aufwertung und Selbstdarstellung des Faschistenführers erblicken. Immerhin finden diese Gespräche zu einer Zeit statt, als der deutsche Führer der NSDAP innenpolitisch zu einem bestimmenden Faktor geworden ist und die Demokratie europaweit mit dem Rücken zur Wand steht. Doch der Name Hitler fällt in diesem Buch kein einziges Mal, der Bismarcks hingegen mehr als ein dutzendmal. Denn Ludwig geht es nicht um aktuelle Fragen inmitten der weltweiten Staats- und Wirtschaftskrise: »Tages- und Parteipolitik, das heißt die beiden Formen, in denen Menschen ohne Phantasie die Gegenwart betrachten, sind mir fremd; ich habe nie einer Partei angehört und würde mich nur in die Antikriegspartei einschreiben, wenn es eine gäbe.«<sup>136</sup>

Zwar spricht er dem Diktator gegenüber Probleme der Zensur, der politischen Gefangenen und der Todesstrafe an, aber diese Fragen haben peripheren Charakter und werden nicht vertieft. Ludwig empfindet Mussolini als »historische Figur«, als »großen Staatsmann« und »Landesvater«, der zugleich Künstlernatur und dabei ist, ein Werk zu schaffen. Mit Blick auf die Unterredung mit Stalin schreibt er, »die konstruktive Seite dieser beiden Diktaturen« habe ihn interessiert. Und auf Mussolini bezogen: »Als ich gewisse Züge zu erkennen glaubte, die mich an Nietzsches Ideenwelt erinnerten, löste ich ihn im Kopfe von seiner Bewegung ab und fing an, ihn als besonderes Phänomen zu betrachten, wie ich dies mit Männern der Geschichte immer getan.«<sup>137</sup>

Er verstand seine Gespräche mit dem Diktator, der in der Tat zu dieser Zeit auch im Ausland viele Bewunderer hatte (und das nicht nur bei der politischen Rechten), als »die künstlerische Betrachtung einer außerordentlichen Persönlichkeit: »[...] mein Zweck war einzig, Mussolinis Charakter in vielfachen Spiegelungen zu erkennen und darzustellen.«<sup>138</sup>

Mussolini scheint Ludwigs große Bismarck-Biographie von 1926 gelesen zu haben, denn er kommt mehrfach auf sie zu sprechen, weil er viel vom deutschen Reichsgründer hält: »Bismarck, sagte er sofort. Vom Standpunkt der Realpolitik war er der größte Mann seines Jahrhunderts. Ich dachte mir schon immer, daß er nicht bloß der Mann mit den drei Haaren und dem eisernen Tritt gewesen sein kann. In Ihrem Buch fand ich bestätigt, wie nuancenreich, wie komplex er war.«<sup>139</sup>

Und in einem späteren Gespräch, als man auf die Deutschen zu sprechen kommt, erzählt Ludwig: »Er machte eine Pause, sah mich forschend an und sagte dann langsam und bestimmt: 'Alles, was Bismarck in dreißig Jahren geschaffen hat, war Deutschland nützlich. Bei einem Staatsmann macht es durchaus auch die Länge der Zeit, in der er regiert. [...] und Bismarck hatte Zeit. Aber alles, was nachher kam, die 25 Jahre unter Wilhelm dem Zweiten haben das vorige untergraben. Das war keine Politik mehr. Ich glaube, Sie haben das richtig dargestellt. Mit dem Kaiser war deshalb auch jeder Frieden unmöglich'.«<sup>140</sup>

Einige Monate nach diesen Gesprächen erwarb Ludwig die Schweizer Staatsbürgerschaft, ein Schritt, der ihm in Deutschland ebenfalls angekreidet wurde. In einer Erklärung, die die Neue Zürcher Zeitung veröffentlichte, macht er deutlich, daß er seit einem Vierteljahrhundert im Tessin lebe und die Schweiz ihm und seiner Familie zur zweiten Heimat geworden sei. Doch nun soll sie ihm auch zur politischen Heimat werden: »Hier allein finde ich das Modell jenes Europas, dessen Aufbau wir erstreben,

hier den Zusammenklang verschiedener Sprachen und Kulturen zur praktischen Einheit, hier jene zutiefst friedfertige Gesinnung, die allein die Zukunft dieses Erdteils retten könnte.«

Und dann spricht er aus, wovor er ab jetzt ständig warnen wird: »Europa steht vor einem neuen Kriege.«<sup>141</sup>

### III

Der 10. Mai 1933 ist kein gewöhnlicher Mittwoch. An diesem Tag werden in mehreren deutschen Universitätsstädten die Bücher politisch mißliebiger oder rassistisch verfemter Autoren verbrannt. Die Akteure des Autodafés kommen aus der NS-Studentenschaft, meist assistiert von Parteigliederungen wie der HJ, SA und SS. Die Auftaktredner sind oft Professoren. In Berlin, wo auch Propagandaminister Goebbels das Wort zu später mitternächtlicher Stunde ergreift, findet das Spektakel auf dem Opernplatz statt. In Dresden an der Bismarcksäule, in Hannover ebenfalls. Als in Berlin der Sprecher die Namen Emil Ludwig und Erich-Maria Remarque in seinem Feuerspruch ausruft, soll der Applaus besonders stark gewesen sein.<sup>142</sup>

Zur gleichen Zeit sitzen die beiden Erfolgsautoren im fernen Moscia auf Ludwigs Terrasse und lauschen der Rundfunkübertragung aus Deutschland. Sie sind stolz darauf, künftig zu den »verbotenen und verbrannten Schriftstellern« zu gehören, auch wenn sie mit Hitlers »Machtergreifung« ihre reichsdeutsche Leserschaft über Nacht weitgehend eingebüßt haben. Doch im Unterschied zu vielen anderen exilierten Autoren und Künstlern, die in der internationalen Kulturszene unbekannt und in der Regel chancenlos sind, haben es Remarque und Ludwig gut getroffen. Sie leben als »Großschriftsteller« in der sicheren Schweiz und genießen weltweites Ansehen. Insbesondere Emil Ludwig wird dieses Renommee fortan in die politische Waagschale werfen. Er will dem Ausland die Augen über das öffnen, was sich in Deutschland mit dem 30. Januar 1933 vollzogen hat. Er will vor der Gefahr warnen, die von diesem »Dritten Reich« ausgeht, und er wird, als es um die Frage geht, wie ein Deutschland nach Hitler aussehen könnte, über eine Nation aufklären, die in den Augen der Weltöffentlichkeit spätestens seit Bismarck anscheinend – oder doch nur scheinbar? – zu einem besonderen Problem des europäischen Friedens und der Weltpolitik geworden ist.

1935 erscheint im Amsterdamer Querido-Verlag Ludwigs vielleicht interessantestes Buch, die Biographie über Paul von Hindenburg.<sup>143</sup> Sie kommt, möchte man beklagen, etwas spät, denn sie hätte in den letzten Jahren der Weimarer Republik davon berichten können, in welchem Maße die preußisch-deutschen Eliten, vornehmlich »Junker« und Militärs, für die Katastrophen von 1914 und 1933 verantwortlich sind. Wieder einmal klagt Ludwig all jene Kräfte an, die Bismarcks politischen Kurs und sein programmatisches Erbe mißachtet hätten. Hindenburg – so die Botschaft – sei zwar ein ehrenwerter Mann gewesen, aber der Reichsgründer sei in seinem politisch beschränkten Denken eben nicht vorgekommen, und dieser »Mangel eines Bismarck« sowie die Tatsache, daß Hindenburg und Ludendorff im Krieg keinen »Bismarck über sich« wußten, hätten in die Katastrophe geführt.<sup>144</sup>

Das Buch geht indes über eine Lebensbeschreibung hinaus, die für den Biographen – anders als im Fall Bismarcks beispielsweise – ohnehin keinen allzu reizvollen Stoff bereithält. So zeichnet Ludwig seinen Protagonisten, der als aristokratischer Biedermann daherkommt, in dessen unübersehbaren intellektuellen Simplizität, weitet das Ganze dann allerdings zu einer mentalitätsgeschichtlichen oder völkerpsychologischen Betrachtung aus. Die Deutschen, das »klassische Soldatenvolk«,

werden nunmehr zum roten Faden der Erzählung.<sup>145</sup>

Denn nicht Hindenburg habe zu Beginn des Weltkrieges zur Macht gegriffen, um diese im Verbund mit Ludendorff konsequent auszubauen, sondern es waren die Deutschen, die den Sieger von Tannenberg zum Idol, zur Legende und Führerfigur erhoben, was durch die spätere Reichspräsidentenwahl von 1925 letztlich noch deutlicher zum Ausdruck kommt.<sup>146</sup> Hier habe sich der Charakter der Deutschen offenbart, ihr obrigkeitsstaatliches Denken, ihre Unfähigkeit zu wirklichen Revolutionen, wobei Ludwig auch mit der verbürgerlichten Sozialdemokratie und ihrem Versagen in der Wende 1918/19, die eben keine Revolution gewesen sei, hart ins Gericht geht.

Er sieht die Deutschen in ihrer Geschichte schwanken zwischen den Antagonismen Geist und Staat, Kultur und Machtpolitik, Freiheit und Ordnung, demokratische Republik und Monarchie, Zivilgesellschaft und Militarismus, Weltbürgertum und Nationalismus, ein europäisches Deutschland und ein deutsches Europa oder kurz: Weimar versus Potsdam. In dieser Antithetik stehen sich letztlich die Ideen der europäischen Aufklärung einerseits und ein machiavellistisches Staats- und Herrschaftsverständnis andererseits gegenüber.

Bismarck, der in dem Buch von 378 Seiten fast fünfzigmal erwähnt wird, habe diese Gegensätze zwar auch in sich getragen, es jedoch verstanden, sie zu einem vernünftigen und maßvollen Ausgleich zu bringen. Vor allem aber sei er ein Verfechter des Primats der Politik gewesen und habe den Militärs keine politischen Entscheidungen überlassen. Für Ludwig bleibt Bismarck nach wie vor die Meßlatte bei der Betrachtung und Beurteilung der deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert.

Als Übersetzung erscheint die Hindenburg-Biographie zeitgleich zur deutschen Ausgabe in den USA, England, Frankreich, Chile, Italien und 1936 in Spanien sowie in Rumänien. Ihr Autor versteht sein Werk als »Beitrag zur Psychologie der Deutschen«. Im Vorwort sagt er: »Wer die Geschichte Hindenburgs schreibt, dem mehr geschah als er tat, wird deshalb in diesem Symbol eine Skizze des deutschen Charakters zeichnen, und eben an diesem beweisen, warum die Republik nach dem Willen des Volkes so rasch zu Grunde ging.«<sup>147</sup>

Ludwig hatte sich stets für den Menschen im allgemeinen und die historische Persönlichkeit im besonderen interessiert. Indem er nun den Charakter eines Volkes auf den Prüfstand stellte, verschob sich sein Verständnis von geschichtlichen Prozessen. Jetzt waren es nicht allein Männer oder Frauen, die Geschichte machten, sondern Völker oder Gesellschaften, die den von ihnen inthronisierten »Führern«, Staatsmännern oder Exekutivorganen entsprechende Freiräume für politisches Handeln ließen oder auch überließen. Die Freiräume allerdings werden bestimmt von der politischen Reife, dem Nationalcharakter, den historischen wie kulturellen Traditionen eines Volkes.

Dieses Geschichtsverständnis erinnert an die saloppe Formel, daß jedes Volk die Staatsführung erhalte, die es verdiene. In diesem Sinne waren die Deutschen unter anderem auch für Bismarck und sein Werk mitverantwortlich. Ludwig demonstriert dieses an einem Beispiel: Mit der Schaffung des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reiches erlangten die Vertreter des Volks politische Mitverantwortung über die jeweilige Verfassung. Doch über Jahrzehnte, bis zur Revolution von 1918/19, habe das Volk über seine Vertreter nicht die Chance genutzt, eine wirkungsvolle Kontrolle über die Exekutive auszuüben. Es dachte obrigkeitsstaatlich und ließ sich regieren, allerdings oft nicht von den Richtigen.<sup>148</sup>

Und als wollte er der Welt zeigen, daß es noch engagierte Demokraten, leidenschaftliche Europäer sowie geistvolle Staatsmänner in Europa gibt, läßt Ludwig drei Monate nach »Hindenburg« die »Gespräche mit Masaryk« erscheinen, dem tschechischen Staatsgründer und Präsidenten. Er publiziert dieses auf vielen Seiten

philosophisch anmutende Buch im März 1935, in jenen Tagen also, als Hitler mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zur offenen Aufrüstung übergeht.

Aus diesem Grund schreibt Ludwig, der ein entschiedener Gegner der Appeasement-Politik ist, die Demokratie könne nichts Besseres tun, »als sich bis an die Zähne zu waffnen«. Selbstkritisch fügt er hinzu: »Nachdem wir Europäer unsere Kämpfe 15 Jahre lang vergeblich geführt und die Partie vorläufig verloren haben, müssen wir nicht auf alten pazifistischen Schlagworten sitzen bleiben, sondern erkennen, daß nur ein drohend gewaffnetes Europa ein Deutschland vielleicht noch vom Kriege abzuschrecken vermag, das seine amtlich verkündeten Ziele nur durch Krieg erreichen kann.«<sup>149</sup>

1937 bereist Ludwig wieder einmal die USA. Er ist Gast bei Franklin D. Roosevelt, erlebt diesen privat auf dessen Landsitz in Hyde Park und studiert ihn im Weißen Haus bei den Regierungsgeschäften. Dieses Mal arbeitet der Biograph gewissermaßen am lebenden Objekt, wobei Ludwig den Präsidenten als großen, machtbewußten Demokraten zeichnet.

Mit Blick auf Europa schreibt er im Februar 1938: »Denn hier erhebt sich zwischen Wetterleuchten und Theaterdonner der Diktatoren ein regierender Mann vor uns, der die Macht genießt, ohne sie zu mißbrauchen, der mit Überredung und Humor eine schweigende Revolution leitet und so unserer Epoche beweist, daß die natürliche Tatkraft eines gerechten Herzens tiefer und dauernder wirkt als alle Künste düsterer Demagogen.«<sup>150</sup>

Prophetisch heißt es einige Sätze zuvor: »Sollte der Krieg noch vor 1940 beginnen, doch nur dann, würde er wohl ein drittes Mal gewählt werden und könnte mit seiner konstitutionellen Macht als Persönlichkeit entscheidenden Einfluß auf den Verlauf des Weltkampfes gewinnen.«<sup>151</sup>

Als im Sommer 1938 Ludwigs Schrift »Die neue heilige Allianz« erscheint, steht die Welt in Teilen bereits in Flammen. In Spanien herrscht ein blutiger Bürgerkrieg, in den Hitler und Mussolini militärisch eingreifen. In Fernost betreibt Japan China gegenüber eine aggressive Lebensraumpolitik, während sich im März der Anschluß Österreichs vollzogen hat und sich nunmehr die Sudetenkrise anbahnt.

Auch in »dieser letzten Warnung vor dem Kriege«<sup>152</sup> spielt der Antagonismus von »Geist und Staat« eine bestimmende Rolle. Folglich sieht Ludwig als eine maßgebliche Ursache des kommenden Krieges nicht die Härten oder Unzulänglichkeiten des Versailler Vertrages, sondern das Revanche-Denken und den aggressiven Nationalcharakter der Deutschen. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs habe eine »Minorität von Geistigen versucht, die Deutschen von Weimar und Goethe aus zu regieren, statt von Potsdam und Bismarck. Damals schien es, als könnte man Europa durch den Gedanken des Völkerbundes neu aufbauen.«

Und erneut heißt es an die eigene Adresse gerichtet: »Wir waren selber mitschuldig, indem wir im Ausland das andere Deutschland predigten.«<sup>153</sup> Das Ausland hingegen sei verwirrt über dieses doppelte Deutschland und frage, wie es komme, daß das Land Goethes und Beethovens immer wieder atavistische Rückfälle zeige. Ludwig antwortet, es komme daher, weil das Bürgertum die Macht bewundere, was auch für die Professoren gelte. Bis auf wenige Ausnahmen hätten sich diese mit den Mächtigen arrangiert: »Dies stieg hinauf bis zu Fichte und Hegel. Seit Bismarck wurde es vollends unerträglich.« Fazit: »Die Deutschen sind das einzige Volk der Erde geworden, das aus Leidenschaft gehorcht, nicht aus Notwendigkeit.«<sup>154</sup>

Schon jetzt, im Sommer 1938, vertritt Ludwig die Ansicht, Hitler sei Deutschland, verkörpere die Deutschen und das Deutschtum, eine Behauptung, die ihm später im amerikanischen Exil viel Kritik einbringen wird. Zwar verkennt er nicht die Tatsache, daß es in Deutschland auch Widerstand gegen das NS-Regime gibt, aber eine »überwältigende Mehrheit« der Deutschen folge ihrem »Führer« sprichwörtlich bedenkenlos, »denn es ist wieder einer da, der für sie denkt.«<sup>155</sup>

Im Februar 1940 schließt Ludwig eine 50seitige Schrift ab, die vorrangig an seine französische Leserschaft gerichtet ist. Ihr Titel lautet im deutschen Manuskript »Barbaren und Musiker (Über den Deutschen Charakter)«. <sup>156</sup> Abermals thematisiert er das Verhältnis von Geist und Staat in den vergangenen 150 Jahren deutscher Geschichte, wobei er abrißartig die deutsch-französischen Beziehungen Revue passieren läßt. Vor dem Krieg muß er allerdings nicht mehr warnen, der ist seit dem 1./3. September 1939 Realität in Europa. Seit Monaten stehen sich Frankreich und Deutschland in der »Drôle de guerre« kampfbereit gegenüber.

Erstaunlich an Ludwigs Pamphlet ist, daß Bismarck ein eigenes Kapitel erhält und der in Frankreich keineswegs populäre Politiker eine durchweg positive Bewertung erfährt. Es verwundere nicht, schreibt Ludwig, daß Bismarck in Frankreich nach 1870/71 gehaßt worden sei. Aber nach der »grossen Revanche« von 1914/18 und 1919 könne man »ihn ruhiger betrachten. Er war ein grosser Staatsmann, der einzige, den Deutschland hervorgebracht hat, wenn man nicht Friedrich den Grossen dazu rechnet. Sein Verhältnis zu Frankreich wird dort verkannt. Er hatte viel französische Kultur, er liebte Paris und sprach die Sprache so gut, dass er den Berliner Kongress von 1878 ganz und gar in französischer Sprache präsidiert hat.«

Doch Ludwigs Leser müssen noch zwei weitere bittere Pillen schlucken, denn sie werden daran erinnert, daß die Deutschen sowohl 1814 als auch 1870 nicht als Eroberer in Frankreich eingefallen seien. Beide Male seien sie provoziert worden, einmal durch die Eroberungsfeldzüge Napoleons I., das andere Mal durch Napoleon III., der den Krieg »unter dem Beifall fast des ganzen französischen Volkes« begonnen habe, was Bismarck bekanntlich sehr entgegenkam.

Und: Bismarck habe nach 1871 weitere Kriege gegen Frankreich verhindert und sei in seiner Regierungszeit »zum ersten Staatsmann Europas« avanciert. Ihm sei der so oft bedrohte Frieden zu danken. Erst nach 1890 sei die Kriegsgefahr aufgezo-gen. <sup>157</sup>

Am Ende seiner Schrift lenkt Ludwig seinen Blick auf den zukünftigen Frieden, der natürlich eine militärische Niederwerfung Nazi-Deutschlands voraussetzt. Er schlägt die Besetzung und vollständige Entwaffnung Deutschlands vor, verbunden mit einer plebiszitär erfolgten Zweiteilung des Reichsgebiets, und zwar in einen »alten« preußischen Teil und ein »neues« nicht-preußisches Deutschland unter Einbeziehung Österreichs.

Also lesen wir, als ginge der Zweite Weltkrieg bereits seinem Ende entgegen: »Ein Deutschland, das sich nach eigenem Entschlusse in zwei Teile teilt, und das ein unbewaffnetes Mitglied eines vereinigten Europa wird, hat alle Gefahr verloren und kann wieder die grossen Beiträge an Forschungen und Entdeckungen, an Technik und Handelsfleiss, an Kunst und Musik leisten, wie sie die Geschichte des deutschen Geistes aufweist, ohne die Gefahr, die dies Volk immer wieder über Europa verhängt.« Ludwig schließt seine Schrift mit den Worten: »Die Beendigung der deutsch-französischen Kriege heisst Europa.« <sup>158</sup>

Ein weiteres Pamphlet, das in diesem Frühjahr in Frankreich erscheint, trägt den Titel »La prusse et l'Europe«. <sup>159</sup> Auch dieser Text geht ausführlicher auf Bismarck ein, dokumentiert aber zugleich, wie sehr es Emil Ludwig um ein geeintes Europa zu tun ist. Er wartet nämlich mit einem 26 Artikel umfassenden Verfassungsentwurf für »Die Vereinigten Staaten von Europa« auf, womit er nicht zuletzt an die Pan-Europa-Ideen von vor 1933 anknüpft, mit denen er seinerzeit kritisch sympathisierte. <sup>160</sup>

Diese Schriften und mit ihr die europäische Vision können ihre Wirkung auf dem französischen Buchmarkt jedoch kaum entfalten. Am 10. Mai beginnt Hitlers Westfeldzug, wenige Tage später verläßt Ludwig sein Tessiner Anwesen, weil die Familie sich in der Schweiz nicht mehr sicherfühlt. Wie viele andere deutsche Exilautoren auch, geht Ludwig nach Kalifornien. Zunächst zieht er nach Santa Barbara, später nach Santa Monica, unweit von Pacific Palisades, wo unter anderem Thomas

Mann und Lion Feuchtwanger wohnen.

In den USA genießt er eine beachtliche Popularität, von der er buchstäblich profitiert. Und obwohl er mit Geld nicht umzugehen weiß, bleibt ihm die wirtschaftliche Not vieler Exilschriftsteller und -künstler erspart. Wie groß sein Bekanntheitsgrad ist, überliefert Hilde Domin in ihren Erinnerungen, als sie erzählt, »daß bei einem großen Fußballspiel in den USA 1941 der Sprecher verkündete: 'Unter Ihnen sitzt Emil Ludwig und sieht sein erstes amerikanisches Fußballspiel', und daß die Tausende aufstanden zu seiner Begrüßung.«<sup>161</sup>

Unermüdlich reist Ludwig durch die Vereinigten Staaten, hält Vorträge und Gastvorlesungen, gibt Interviews im Rundfunk oder veröffentlicht in auflagestarken Magazinen wie »Reader's Digest«, Zeitschriften oder den großen Tageszeitungen. Zahlreiche seiner Artikel erscheinen im New Yorker »Aufbau«, in dessen Vorstand er sitzt. Er spricht vor deutschen Kriegsgefangenen oder in der US-Kriegsschule in Charlottesville in North Carolina. Allein im Winter 1943/44 hält er landauf landab über vierzig Reden zu deutschlandpolitischen Themen.<sup>162</sup>

Neben Thomas Mann gehört er zu den politisch einflußreichsten Exilautoren, und das vor allem deshalb, weil er über gute persönliche Kontakte zu Präsident Roosevelt und dessen Regierung sowie anderen hochrangigen Politikern oder einflußreichen Persönlichkeiten des Landes verfügt. Ludwig gilt als Sonderbeauftragter Roosevelts für Deutschlandfragen.

1941 erscheint seine umfangreiche Studie »The Germans«.<sup>163</sup> Wie der Untertitel »Double History of a Nation« bereits ankündigt, soll hier die Dichotomie im Charakter der deutschen Nation und ihres Geschichtsverlaufs gewissermaßen von Arminius bis Hitler ausgeleuchtet werden. Für das amerikanische Lesepublikum sicherlich eine Gelegenheit, ein nicht allzu ausgeprägtes Wissen über die politische wie geistesgeschichtliche Entwicklung des fernen Deutschland (das nicht selten die Heimat der Vorfahren war) aufzufrischen. Überdies bürgt der Autor seit vielen Jahren für eine unterhaltsame Geschichtsvermittlung.

In seinem Werk entwirft Ludwig ein Bismarckbild, wie man es seit Erscheinen der Biographie von 1926 kennt: der Eiserne Kanzler als Verkörperung, aber auch Synthese des Antagonismus von Geist und Staat: »Die Gestalt Bismarcks ist in der deutschen Geschichte einzig aus zwei Gründen. Er allein stellt einen revolutionären Konservativen dar, dergleichen in andern Ländern wiederholt zur Führung gelangt sind; [...] Er besaß einen so gewandten, so beweglichen Geist, daß der Dichter Merimée ihn für einen diplomatischen Humboldt erklärte, 'geistreicher als es einem Deutschen zukommt'. [...] Bismarck ist ein Unikum grade durch das Zusammenwirken deutscher Schwere und gallischer Geistigkeit. In diesem Sinne stellt er eines der wenigen Beispiele dar für die Kreuzung von Staat und Geist, wenn auch anders als Luther, Hutten und Friedrich der Zweite.«<sup>164</sup>

Einige Absätze weiter behandelt Ludwig – wie Theodor Fontane es vor ihm getan hat<sup>165</sup> – die kunstvolle Sprache Bismarcks: Ein »handelnder Mensch«, will sagen: kein Politiker von Format habe stilistisch so brillant geschrieben wie der Reichsgründer: »Wenn Porträt und Stil den Charakter enthüllen, so widerlegen beide die simple Legende, die die Welt aus Bismarck gemacht hat. Er liebte die Freiheit nicht, denn sie hinderte ihn, zu regieren; er liebte das Volk nicht, denn er fühlte sich als Gutsherr, später als Fürst und Diktator. Da der größte Teil seines Wirkens aus Menschenkenntnis sich erhob, da er zudem mitten unter den Deutschen eine wahrhaft lateinische Helle und Schnelle des Geistes besaß, war ihm der brutale Zugriff nach preußischer Manier nur ein Mittel, das er zuweilen benutzte. Aber im großen Schach der Politik zu siegen, das war sein Vergnügen; zu den Mitteln gehörte dabei der Krieg. Bismarck war nicht ein Mann aus Blut und Eisen, er war ein Mann aus Geist und Stahl.«<sup>166</sup>

Mit der deutschen Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten vom 11. Dezember

1941 gewinnen Ludwigs Thesen und Betrachtungen zur deutschen Geschichte und zum Charakter dieses Volkes an Brisanz und Aktualität. Die amerikanische Öffentlichkeit ist jetzt begierig zu erfahren, mit was für einem Gegner man es – wieder einmal – zu tun hat. Der weitere Kriegsverlauf verlagert die Frage schon bald in die Richtung, wie man mit einem Deutschland nach Hitler verfahren solle und wie es zu gestalten sei.<sup>167</sup>

Enragiert greift Ludwig in diese Debatten ein, die maßgeblich von deutschen Exilanten mitbeherrscht werden. Er predigt seinem amerikanischen Publikum, daß das Volk der Dichter und Denker vom preußischen Militarismus kontaminiert und Nazi-Deutschland auf Weltherrschaft, Unterdrückung anderer Völker sowie Revanche für 1918/19 aus sei. Abhilfe schaffe hier nur eine völlige militärische Niederwerfung, eine rigorose Besetzung und Besatzung Hitler-Deutschlands und eine nachhaltige, langfristig angelegte Umerziehung der Deutschen.

Zu all diesen Überlegungen liefert Ludwig konkrete Vorschläge, die in den späteren einschlägigen Richtlinien der US-Administration zum Umgang mit Deutschland und den Deutschen wiederzufinden zu sind, wie sich beispielsweise an der berühmten Order JCS 1067 zeigen läßt, die die deutschland- und besatzungspolitischen Richtlinien von 1945-1947 festlegte.<sup>168</sup>

Zeitgenossen fühlten sich bisweilen an die Vorstellungen des amerikanischen Finanzministers und Roosevelt-Vertrauten Henry Morgenthau erinnert, der Deutschland angeblich in einen »Kartoffelacker« verwandeln wollte, was Ludwig jedoch ablehnte. Gern wurde diesem auch eine geistige Affinität zu Lord Vansittart unterstellt, der bekanntlich kein gutes Haar am deutschen Nationalcharakter ließ.<sup>169</sup>

Ob und inwieweit Emil Ludwig Vansittartist war, soll hier nicht erörtert werden. Wirft man allerdings nur einen kurzen Blick auf das jeweilige Bismarck-Bild, so drängt sich bereits eine differenziertere Sichtweise auf. Denn oft war man in Kreisen deutscher Exilanten schnell bei der Hand, eine Kontinuität von Bismarck zu Hitler zu konstatieren, womit man Lord Vansittart aus dem Herzen sprach, hatte der doch in einer seiner berühmt-berüchtigten Rundfunkansprachen Bismarck und Hitler gleichgesetzt. Schlimmer noch: Hitler sei – was die Diktatur nach innen und die Eroberungsgelüste nach außen angehe – der direkte Nachfolger Bismarcks.<sup>170</sup>

Emil Ludwig lehnte solche gespenstischen Thesen kategorisch ab, was in diesen Zeiten einer aufgeheizten Kriegspropaganda und -rhetorik nicht immer ganz leicht gewesen sein dürfte, schließlich eröffnete die Theorie von einer strikten Kontinuitätslinie, die von 1870/71 bis die Jahre 1943/45 reichte, die Möglichkeit, ganz anders mit Hitler-Deutschland abzurechnen, indem man Bismarcks eigentliches Werk, die Reichsgründung, grundsätzlich infrage stellen konnte.<sup>171</sup>

Doch soweit ging Ludwig nicht.

In einem Vortrag sagte er, es sei lächerlich von einer derartigen Kontinuität zu sprechen, und um Bismarck ins rechte Licht zu rücken, führt er den Prager Frieden von 1866 an. Diesen Friedensvertrag zwischen Preußen und Österreich könne man getrost als ersten »Wilson-Frieden« in der modernen Geschichte bezeichnen. Er habe weder territoriale Forderungen noch Reparationen beinhaltet. Zudem erinnert Ludwig seine Zuhörer an die Sozialpolitik des Reichsgründers, die fünfzig Jahre vor Franklin D. Roosevelts New Deal auf den Weg gebracht worden sei.<sup>172</sup> Bedenkt man, welche Hochachtung Ludwig vor den US-Präsidenten Lincoln, Woodrow Wilson und Franklin D. Roosevelt hegte – alle drei hatte er historiographisch porträtiert – so konnte Bismarck keine wohlwollendere Absolution erteilt werden.<sup>173</sup>

Nicht anders finden wir es in »The Moral Conquest of Germany«, wo Ludwig in Plutarchscher Manier mit Doppelporträts deutscher Politiker aufwartet. Unter anderem werden hier Bismarck und Wilhelm II. gegenübergestellt, wobei Bismarck als klarer Sieger das Feld verläßt.<sup>174</sup>

Noch prononcierter vernahmen das einige Jahre zuvor Ludwigs englische Leser, als

er in einem Aufsatz Bismarck und Hitler direkt gegenüberstellte. Hier mag sich manch einer, insbesondere vor dem Hintergrund der Vansittart'schen Propaganda-Tiraden, die Augen gerieben haben, denn der Eiserne Kanzler avancierte kurzerhand zum genialen Staatsmann und fast schon zur politischen Lichtgestalt, während der »Führer« entsprechend schlecht wegkam. Der Artikel endet mit den Worten: »Hitler's conquests will evaporate like clouds – but Bismarck's creation will remain as a natural part of a greater community. This new unity, born out of the present war, can only be the United States of Europe.«<sup>175</sup>

Über welchen Einfluß Ludwig letztlich verfügt, dokumentiert insbesondere sein Auftritt vor dem Auswärtigen Ausschuß des Repräsentantenhauses am 26. März 1943.<sup>176</sup> Vor dem erlauchten Gremium trägt er seine bekannten Aussagen vor und betont, daß weder Friedrich der Große noch Bismarck geholfen hätten, die wahre Größe Deutschlands, wie sie die zivilisierte Welt kenne, aufzubauen. Es folgt eine Suada zum deutschen Nationalcharakter, die in der damals heißumkämpften These gipfelt, die Alliierten führten keinen Krieg gegen die Nazis, sondern gegen die Deutschen, womit natürlich der These von einer Kollektivschuld des deutschen Volkes Tor und Tür geöffnet war.

Ludwig versteigt sich – mutmaßlich das Kriegsende von 1918 vor Augen – zu der Prophetie, bei den Deutschen werden angesichts der militärischen Niederlagen schon in Kürze die Nerven durchgehen (schlechte Nerven sind bei Ludwig ein Element des deutschen Charakters). Hitler werde einem Attentat zum Opfer fallen, das wahrscheinlich von den Militärs ausgeführt werde.

Beim damals virulenten Thema »Zweite Front« setzt Ludwig ganz auf den Bombenkrieg, der seine Wirkung bei den Deutschen nicht verfehlen werde. Mit Ende des Krieges habe eine langanhaltende Besatzung zu erfolgen, möglicherweise auch durch künftige UN-Truppen. Ludwig bringt seine Forderung einer Zweiteilung des Reiches wieder ins Spiel, ohne eine größere Veränderung der Grenzen und ohne die von Morgenthau und anderen verlangte Deindustrialisierung des Landes: »I have heard the suggestion that Germany should be dismembered and broken into 20 to 30 pieces, as it was before Bismarck's time. That would be contrary to the ideas of our time. The nineteenth century witnessed the assembly of tribes into nations, and the German nation was created by Bismarck with the same great logic and the same small errors as we note in the history of Italy, Greece, and other states.«<sup>177</sup>

Ludwigs Hauptanliegen ist und bleibt die umfassende »Reeducation«, mit dem Ziel, langfristig eine aufgeklärte, friedfertige deutsche Nation in einem geeinten Europa zu schaffen. Wer Ludwig kennt, weiß, daß der Geist Goethes über alledem schwebt, auch symbolisch, denn mit der Beseitigung der Nazi-Herrschaft gäbe es auch neue Nationalfeiertage, so den 28. August, den Geburtstag des Weimarer Olympiers.

Allegorisch wird das Ganze zu guter Letzt, als Ludwig noch im Frühjahr 1945 nach Europa zurückkehrt und sich in Begleitung von US-Militärs nach Weimar und Jena begibt, um die evakuierten Särge Goethes und Schillers wieder ausfindig zu machen.<sup>178</sup>

Schwer herzkrank kehrt Emil Ludwig im Mai 1945 nach Moscia, seinem Schweizer Domizil, zurück. Der aufziehende Kalte Krieg und Ludwigs Radikalkritik an den Deutschen führen dazu, daß sein Rat im zerstörten und moralisch darniederliegenden Nachkriegsdeutschland nicht mehr gefragt ist.

Zudem ist sein literarisches Werk überholt, auch wenn einige seiner Werke – unter anderem die Bismarck-Biographie von 1926 – im außerdeutschen Sprachraum bis heute immer wieder einmal aufgelegt werden.<sup>179</sup> Dazu gehören auch die »Geschenke des Alters«, die Fortsetzung und Ergänzung des Erinnerungswerks »Geschenke des Lebens«, das 1931 erschienen war. Rückblickend kommt Ludwig auf seine biographische Kunst zu sprechen, wobei auffällt, daß nun – im deutschen Manuskript – der Name Bismarck durchgestrichen und durch Roosevelt ersetzt ist. Einige Seiten

später lesen wir dann:

»Wenn sich meine historische Arbeiten häufiger um deutsche oder nordische Themen bewegen, so ging dies auf den Kulturkreis zurück, auf hundert Bilder und Anekdoten, die mich in früher Jugend berührten. Dabei ist Goethe zwar deutsch, aber eine gänzlich übernationale Erscheinung, während ich mich mit Bismarck vielleicht zu lange und zu oft herumgeschlagen habe.«<sup>180</sup>

- 1 Emil Ludwig: *Historie und Dichtung*, in: *Die Neue Rundschau* 40 (1929), S. 379.
- 2 Ludwig: *Geschichte der Deutschen. Studien über Geist und Staat*. 2 Bde. Carl Posen, Zürich 1945 (Gesammelte Werke). Bd. 2, S. 99.
- 3 Zur Familiengeschichte Peter Köpf: *Die Mommsens. Von 1848 bis heute – die Geschichte einer Familie ist die Geschichte der Deutschen*. Hamburg u.a. 2004.
- 4 W. Mommsen: *Der Kampf um das Bismarckbild*. In: *Universitas. Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur*, 5. Band (1950), S. 274f. (Auch in: Lothar Gall (Hrsg.): *Das Bismarck-Problem in der Geschichtsschreibung nach 1945*. Köln/Berlin 1971, S. 164ff.). - Sebastian Ullrich: »Der Fesselndste unter den Biographen ist heute nicht der Historiker.« Emil Ludwig und seine historischen Biographien. In: W. Hardtwig/E. Schütz (Hrsg.): *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*. Stuttgart 2005, S. 35.
- 5 W. Mommsen: »Legitime« und »Illegitime« Geschichtsschreibung. Eine Auseinandersetzung mit Emil Ludwig, München/Berlin 1930.
- 6 H.-J. Perrey: *Der »Fall Emil Ludwig« - Ein Bericht über eine historiographische Kontroverse der ausgehenden Weimarer Republik*. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Jg. 43, Heft 3, März 1992, S.180. Der Text findet sich auch unter [www.perrey.info](http://www.perrey.info)
- 7 Zur biographischen Orientierung siehe Franklin C. West: *Success Without Influence. Emil Ludwig during the Weimar Years*. In: *Leo Baeck Institute. Year Book XXX* (1985), S. 169 ff. - Johanna W. Roden: *Emil Ludwig*. In: John M. Spalek, Joseph Strelka u. Sandra H. Hawrylchak (Hrsg.): *Deutsche Exilliteratur seit 1933*. Bd. 2, Bern u.a. 1989, S. 554-569 sowie Roden: *Emil Ludwig's Political Writings during his U.S. Exile 1940-1945*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 10 (1978), Reihe A, S. 22-28.
- 8 *Der Große Brockhaus*, Bd. 8, Leipzig 1931, S. 536. - Siehe auch Perrey: *Der »Fall Emil Ludwig«*, S. 169.
- 9 Christoph Gradmann: *Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik*. Frankfurt a.M./New York 1993, S. 13.
- 10 Der Begriff »Dilettant« ist hier im Goetheschen Sinne positiv gebraucht. Auch Emil Ludwig verwandte ihn so. Hierzu H.-J. Perrey: *Theodor Fontane – ein Wegbereiter Emil Ludwigs und der Historischen Belletristik?* Text unter: [www.perrey.info](http://www.perrey.info)
- 11 Der Streit um die Historische Belletristik ist inzwischen recht gut erforscht. Weitere Literatur zu dem Thema: Eberhard Kolb: »Die Historiker sind ernstlich böse«. Der Streit um die »Historische Belletristik« in Weimar-Deutschland. In: N. Finzsch/H. Wellenreuther (Hrsg.): *Liberalitas. Festschrift für Erich Angermann zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 1992, S. 67-86. Helmut Scheuer: *Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1979. - Sebastian Ullrich: *Im Dienste der Republik von Weimar. Emil Ludwig als Historiker und Publizist*. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 49 (2001). Heft Nr. 2. S. 119-140. - Christian v. Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin/New York 2006.
- 12 *Ludwig, Genie und Charakter*. Berlin 1928, S. 15.
- 13 *Ludwig: Wilhelm der Zweite*. Berlin 1925, S. 10.
- 14 *Ludwig: Wilhelm der Zweite*. Berlin 1925, S. 9.
- 15 Kurt Tucholsky: *Gesammelte Werke*, Bd. 4 (1925-1926), Reinbek 1975, S. 297.
- 16 Kurt Tucholsky: *Gesammelte Werke*, Bd. 4, S. 296.
- 17 *An den Generalobersten a.D. von Plessen. Offener Brief*. In: *Vossische Zeitung* v. 22.11.1925, S. 2.
- 18 Fritz Fischer: *Nachwort zum Neudruck*. In: *Emil Ludwig Juli 14. Vorabend zweier Weltkriege*. Hamburg 1961, S. 211.
- 19 *Wilhelm der Zweite*. Rütten & Loening Verlag, Hamburg 1964 (Mit einem Nachwort von Imanuel Geiss), S. 332.
- 20 Fritz Fischer: *Nachwort zum Neudruck*, S. 214
- 21 *Ludwig: Bismarck. Geschichte eines Kämpfers*, Berlin 1926, S. 9.
- 22 Dieses Credo entwickelte Ludwig bereits vor dem Krieg in: *Emil Ludwig: Der Künstler. Essays*, Berlin 1914, S. 204ff. - Später folgte der Aufsatz »Historie und Dichtung« in: *Die Neue Rundschau* 40 (1929), S. 358ff. sowie das Kapitel »Meine Werkstatt« in *Ludwigs Erinnerungen »Geschenke des Lebens«*, Berlin 1931, S. 727ff. - Die beiden letzten Texte wurden dann im Exil noch einmal in der Schrift »Die Kunst der Biographie«, Paris 1936, veröffentlicht.
- 23 *Ludwigs Abrechnung »Der entzauberte Freud«* enthält auch ein Bismarck-Kapitel (S. 122ff.), wo besagter Traum und die von dem Freud-Schüler Hanns Sachs vorgenommene Deutung vorgestellt wird. *Bismarcks Traum s. in Otto von Bismarck: Werke in Auswahl*. 8. Bd. Teil A: *Erinnerung und Gedanke*, Darmstadt 1975, S. 442. - *Sachs Deutung s. Sigmund Freud: Die Traumdeutung*. In: *Gesammelte Werke*. Chronologisch geordnet. 2. Bd., S. 383ff. - Sigmund Freud mokierte sich in einer Vorlesung seinerseits über Ludwigs biographische Vorgehensweise. Hierzu H.-J. Perrey: *Der »Fall Emil Ludwig«*, S. 178.
- 24 Max Lenz: *Geschichte Bismarcks*. 4. Aufl., München/Leipzig 1913. - Ferner: Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M. 1999, S. 227.
- 25 *Ludwig: Bismarck*, Berlin 1926, S. 13.
- 26 *Wilhelm Schüßler: Bismarck*, Leipzig [1925], S. 5.

- 27 Berliner Tageblatt v. 5.12.1926 (zit. nach S. Ullrich: »Der Fesselndste unter den Biographen ist heute nicht der Historiker.«, S. 49.)
- 28 Die folgenden positiven Kritiken sind der Broschüre des Rowohlt-Verlages »Emil Ludwig im Urteil der deutschen Presse« entnommen, die 1928 zusammen mit dem Heftchen »Emil Ludwig im Urteil der Welpresse« als Antwort auf die akademische bzw. publizistische Kritik auf den Markt geworfen wurden. Bei der Lektüre der Rezensionen ist natürlich der Werbecharakter der Veröffentlichungen zu berücksichtigen. Zu Ludwigs »Bismarck« siehe auch Maximilian von Hagen: Das Bismarckbild in der Literatur der Gegenwart. Berlin 1929, S. 6ff.
- 29 Emil Ludwig im Urteil der deutschen Presse, S.15f.
- 30 Emil Ludwig im Urteil der deutschen Presse, S.16.
- 31 Emil Ludwig im Urteil der deutschen Presse, S.17.
- 32 Emil Ludwig im Urteil der deutschen Presse, S.18.
- 33 Robert Gerwarth: Der Bismarck-Mythos. Die Deutschen und der Eiserne Kanzler, München 2007.
- 34 Ossietzky, Carl von: Die Historiker sind ernstlich böse. In: Die Weltbühne 1928, S. 877ff.
- 35 Wilhelm Mommsen: »Legitime« und »Illegitime« Geschichtsschreibung. Eine Auseinandersetzung mit Emil Ludwig, München/Berlin 1930.
- 36 Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht. Hrsg. v. der Schriftleitung der Historischen Zeitschrift, München/Berlin 1928, S. 7.
- 37 Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht, S. 7.
- 38 Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht, S. 35.
- 39 Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht, S. 34.
- 40 Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht, S. 36.
- 41 Ossietzky: Die Historiker sind ernstlich böse, S. 877f.
- 42 Gradmann: Historische Belletristik, S. 114.
- 43 Gradmann: Historische Belletristik, S. 115.
- 44 Gradmann: Historische Belletristik, S. 114 u. 116.
- 45 Gradmann: Historische Belletristik, S. 117.
- 46 Die Neue Rundschau 40 (1929), S. 358ff.
- 47 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 360. - Johann Peter Eckermann. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, München 1976, 1. Teil (26.2.1824), S. 96f.
- 48 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 377.
- 49 Geschenke des Lebens, S. 729.
- 50 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 365.
- 51 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 365ff.
- 52 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 367.
- 53 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 367f.
- 54 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 372f.
- 55 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 373f. - Die ausgeschmückte Anekdote wird in der Bismarck-Biographie erzählt: Ludwig, Bismarck. Geschichte eines Kämpfers, S. 677f.
- 56 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 378f.
- 57 Mommsen: »Legitime« und »Illegitime« Geschichtsschreibung, S. 6.
- 58 Mommsen: »Legitime« und »Illegitime« Geschichtsschreibung, S. 7f.
- 59 Ludwig: Historie und Dichtung, S. 375f.
- 60 Mommsen: »Legitime« und »Illegitime« Geschichtsschreibung, S. 11.
- 61 Mommsen: »Legitime« und »Illegitime« Geschichtsschreibung, S. 12f.
- 62 Mommsen: »Legitime« und »Illegitime« Geschichtsschreibung, S. 14f.
- 63 Mommsen: »Legitime« und »Illegitime« Geschichtsschreibung, S. 19.
- 64 Köpf: Die Mommsens, S. 16 (siehe auch: S. 66).
- 65 Gradmann: Historische Belletristik, S. 52.
- 66 Gradmann: Historische Belletristik, S. 132f.
- 67 Otto Westphal: Feinde Bismarcks. Geistige Grundlagen der deutschen Opposition 1848–1918. München 1930.
- 68 Mommsen: »Legitime« und »Illegitime« Geschichtsschreibung, S. 22.
- 69 P. Borowsky: Geschichtswissenschaft an der Hamburger Universität 1933 bis 1945. In: E. Krause u.a. (Hrsg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933–1945. Berlin/ Hamburg 1991 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3, Teil II), S. 549.
- 70 Borowsky: Geschichtswissenschaft an der Hamburger Universität, S. 542.
- 71 O. Westphal: Bismarck und Hitler. In: Vergangenheit und Gegenwart. Monatsschrift für Geschichtsunterricht und politische Erziehung 23 (1933), S. 480 f.
- 72 Westphal: Feinde Bismarcks. S. 19.
- 73 Emil Ludwig im Urteil der deutschen Presse, S.17.
- 74 Schuld und Schicksal. Die Tragödie Wilhelms II. Sonderdruck der Grünen Briefe [Anhang: Eine Auseinandersetzung mit Emil Ludwig]. 4. Aufl. Berlin-Steglitz 1927 [Druck Leipzig], S. 108f.
- 75 Niels Hansen: Der Fall Emil Ludwig, Oldenburg 1930.
- 76 Hansen: Der Fall Emil Ludwig, S. 13.

- 77 Hansen: Der Fall Emil Ludwig, S. 17f.
- 78 W. Mommsen: Politische Geschichte von Bismarck bis zur Gegenwart 1850-1933. Frankfurt a.M. 1935, S. 222f.
- 79 Heinrich von Treitschke: Unsere Aussichten. In: W. Boehlich (Hrsg): Der Berliner Antisemitismusstreit, Frankfurt a.M. 1988, S. 13.
- 80 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, München 1995, S. 925.
- 81 Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 925f.
- 82 Theodor Fontane: Tagebücher 1866-1882 / 1884-1898. Hrsg. v. G. Erler (Große Brandenburger Ausgabe). Berlin 1994, S. 78.
- 83 Wehler: Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 930. - Otto Pflanze: Bismarck. Der Reichskanzler, München 1998, S. 312.
- 84 Pflanze: Bismarck. Der Reichskanzler, S. 311.
- 85 Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 36.
- 86 Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 104f.
- 87 Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 74.
- 88 Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 75f.
- 89 Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 83f.
- 90 Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 85. - Hermann Cohn. In Memoriam. Von Prof. Dr. Ludwig Laqueur (Straßburg), Prof. Dr. Leonhard Weber (Kiel), Dr. E. Ludwig. Breslau 1908. Zum Artikel über »Bismarcks Brillen« s. S. 145.
- 91 Goldschmidt: Seiende und Werdende. Versuche. Leipzig 1912, S.127f. - Ausführlich zu Ludwigs Biographik und insbesondere zum Bismarckbuch von 1911 siehe: C. v. Zimmermann: Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung, S. 357ff.
- 92 Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 313.
- 93 Siehe Titelblatt.
- 94 Ludwigs Brief vom 10.10.1911. In: Archiv der Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh, Bestand M 40, S. 77ff.
- 95 Ludwigs Brief vom 7.7.1916. In: Archiv der Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh, Bestand M 40, S. 80f.
- 96 Ludwig: Der Kampf auf dem Balkan. Berichte aus der Türkei, Serbien und Griechenland 1915/16. S. Fischer, Berlin 1916.
- 97 Ludwig: Die großen Tage. In: Die Neue Rundschau XXV (September 1914), S. 1319-1326 [hier S. 1324f.].
- 98 Ludwig: Die Fahrten der Emden und der Ayesha. Nach Erzählungen des Kapitänleutnants von Muecke, seiner Offiziere und Mannschaften. S. Fischer, Berlin 1915. - Ludwig: Die Fahrten der Goeben und der Breslau. S. Fischer, Berlin 1916.
- 99 Ludwig: Bismarck. Geschichte eines Kämpfers, S. 682.
- 100W. Mommsen: Die politischen Anschauungen Goethes. Stuttgart 1948.
- 101Ludwig: Bismarck – nach dem Zusammenbruch. In: Die Weltbühne 17 (1921), I, Nr. 26, S. 697-700.
- 102Zu dem folgenden siehe auch Ernst Feder: Heute sprach ich mit ... Tagebücher eines Berliner Publizisten 1926-1932. Hrsg. v. Cécile Lowenthal-Hensel und A. Paucker. Stuttgart 1971, S. 58f.
- 103Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 530.
- 104Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 535. - Dazu auch: Kaiser Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878-1918. Leipzig / Berlin 1922, S. 5.
- 105Ludwig: Die Entlassung. Ein Stück Geschichte in drei Akten. Gustav Kiepenheuer, Potsdam 1922.
- 106Vossische Zeitung v. 23. Oktober 1922, S. 2.
- 107Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 546.
- 108Seine historischen Stücke hat Ludwig später in: Historische Dramen, Berlin 1931 zusammenggeführt. Siehe zudem die Theaterkritik »Ludwigs Bismarck im Thalia-Theater«, die auf »Volk und Krone« näher eingeht und meint, dieses Stück reiche an »Die Entlassung« nicht heran, die von dem Schauspieler und Intendanten Friedrich Otto Fischer »durch alle Städte und Dörfer getragen« worden sei. »In: Hamburger Anzeiger v. 14.8.1929.
- 109Ludwig: Bismarcks Memoiren, Prophezeiungen und Tod. In: Das Tagebuch 9 (1928), S. 1194-99. - Siehe auch: Ludwig: Erste Fassung der »Gedanken und Erinnerungen«. Der Ur-Bismarck. In: Vossische Zeitung 29.7.1928, S. 4.
- 110Ludwig: Bismarcks Memoiren, Prophezeiungen und Tod, S. 1196.
- 111Hierzu auch die Einleitung in: Otto von Bismarck: Gedanken und Erinnerungen (Gesammelte Werke, Neue Friedrichsruher Ausgabe, Abt. IV). Bearbeitet von Michael Epkenhans und Eberhard Kolb. Paderborn u.a. 2012, S. XXIVf.
- 112Zitiert nach Christoph Cornelißen: Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert. Düsseldorf 2001, S. 511.
- 113Brief Ritters v. 15.6.1931. In: Archiv der Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh, Bestand M 40, S. 237ff.
- 114Hermann Gieselbusch u.a.: 100 Jahre Rowohlt. Eine illustrierte Chronik. Reinbek bei Hamburg 2008, S. 76f.

- 115Brief Ritters v. 10.12.1931. In: Archiv der Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh, Bestand M 40, S. 257ff. - Siehe hierzu auch Ritters Vorwort zum 15. Band von »Erinnerung und Gedanke. Kritische Neuausgabe auf Grund des gesamten schriftlichen Nachlasses«. Berlin 1932, S. Iff.
- 116H. Nürnberger: Geschichte der deutschen Literatur. München 2006, S. 396.
- 117Ein Werkverzeichnis befindet sich auf meiner Homepage unter der Rubrik »Materialien«: [www.perrey.info](http://www.perrey.info)
- 118Brillat-Savarin: Physiologie des Geschmacks. In gekürzter Form übertragen von Emil Ludwig. Insel, Leipzig 1923.
- 119Eine Aufzählung der namhaftesten Persönlichkeiten aus der Politik- und Geistesgeschichte, mit denen Ludwig in Kontakt stand oder korrespondierte bietet: Helmut Kreuzer: Von Bülow zu Bevin: Briefe aus dem Nachlaß Emil Ludwigs. In: Rice University Studies 55 (1969), S. 98.
- 120Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 486.
- 121Wolfgang Stresemann: Mein Vater Gustav Stresemann. Berlin 1985, S. 471 u. 517. Hierzu auch: Gustav Stresemann: Vermächtnis. Der Nachlaß in drei Bänden, Berlin 1932/33, Bd. 3, S. 503.
- 122Verhandlungen des Reichstages. IV. Wahlperiode 1928. Bd. 425 (24. Juni 1929), S. 2859.
- 123Akten zur deutschen auswärtigen Politik. Serie B: 1925-1933, Bd. XII, S. 100f.
- 124Hierzu: Eberhard Kolb: »Die Historiker sind ernstlich böse«, S. 82f. - H.-J. Perrey: Der »Fall Emil Ludwig«, S. 176f.
- 125Kessler, Harry Graf: Das Tagebuch 1880 – 1937. Hrsg. v. Roland S. Kamzelak u. Ulrich Ott. Bd. 9, Stuttgart 2007, S. 210.
- 126Kessler, Harry Graf: Das Tagebuch 1880-1937, S. 210.
- 127Bismarck and the Germany of To-day (Paper read by Herr Emil Ludwig, author of »Wilhelm II«, »Napoleon« und »Bismarck«, on June 16<sup>th</sup>, 1927). In: Journal des Königlichen Instituts für Auswärtige Angelegenheiten, September 1927, S. 284-298. [Institut of Foreign Affairs]. Hierzu auch: Ludwig: Geschenke des Lebens, S. 661.
- 128Hier handelt es sich um eine Übersetzung der deutschen Ausgabe: Bismarck. Trilogie eines Kämpfers. 1. Teil: Volk und Krone. 2. Teil: 1870. 3. Teil: Die Entlassung. Gustav Kieperheuer, Potsdam 1927.
- 129Eine erste größere Arbeit hierzu ist: Geist und Staat bei den Deutschen In: Feuer. Monatsschrift für Kunst u. künstlerische Kultur 2 (1920/21) S. 55-62.
- 130Später erschien dieses Buch auch auf deutsch: Geschichte der Deutschen. Studien über Geist und Staat. 2 Bde., Zürich 1945.
- 131Einige dieser Porträts finden sich auch in E. Ludwig: Führer Europas. Nach der Natur gezeichnet. Amsterdam 1934
- 132Über das Portrait und den Auftrag. In: Aufbau (New York) 10, Nr.39, 29.9.1944, S. 20.
- 133Unterredung mit dem deutschen Schriftsteller Emil Ludwig [13. Dezember 1931]. In: J.W. Stalin: Werke, Band 13, Berlin 1950, S. 93-109. - Ferner: Akten zur deutschen auswärtigen Politik. Serie B: 1925-1933, Bd. XIX, S. 301, 305 sowie Bd. XXI, S. 402.
- 134Die drei Männer in Rom. Der Papst – der König – der Diktator. In: Vossische Zeitung v. 19.5.1929 (Nr. 119).
- 135Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig. Paul Zsolnay, Berlin/Wien/Leipzig 1932, S. 13 sowie Klappentext.
- 136Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig, S. 15.
- 137Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig, S. 24, 38, 169, 14f.
- 138Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig, S. 16 u. 23.
- 139Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig, S. 58.
- 140Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig, S. 161f.
- 141NZZ v. 19.8.1932. Zitiert nach: Franklin C. West (Hrsg.): Emil Ludwig. Für die Weimarer Republik und Europa. Ausgewählte Zeitungs- und Zeitschriftenartikel 1919-1932. Frankfurt a.M. u.a. 1991, S. 211.
- 142Gerhard Sauder (Hrsg.): Die Bücherverbrennung. Zum 10. Mai 1933. 2. Aufl. München 1983, S. 176.
- 143Ludwig: Hindenburg und die Sage von der deutschen Republik. Querido Verlag, Amsterdam 1935.
- 144Ludwig: Hindenburg, S. 110, 196 u. 44f.
- 145Ludwig: Hindenburg, S. 9, 79.
- 146Ludwig: Hindenburg, S. 274.
- 147Ludwig: Hindenburg, S. 9.
- 148Ludwig: Geschichte der Deutschen. Bd. 2, S. 113f. u. 121.
- 149Ludwig: Gespräche mit Masaryk. Denker und Staatsmann. Querido Verlag, Amsterdam 1935, S. 8.
- 150Ludwig: Roosevelt. Studie über Glück und Macht. Querido Verlag, Amsterdam 1938, S. 10.
- 151Ludwig: Roosevelt, S. 10.
- 152Ludwig: Die neue heilige Allianz. Über Gründe und Abwehr des drohenden Krieges. Sebastian Brant, Straßburg 1938. (Zitat S. 1).
- 153Ludwig: Die neue heilige Allianz, S. 6.
- 154Ludwig: Die neue heilige Allianz, S. 10f.
- 155Ludwig: Die neue heilige Allianz, S. 25 u. 37.
- 156Barbares et musiciens, les Allemands tels qu'ils sont. Notre Combat, Paris 1940. Das deutsche Manuskript, nach dem zitiert wird, in: Archiv Perrey.

- 157Manuskript S. 17-19.
- 158Manuskript S. 59f.
- 159Ludwig: *La prusse et l'Europe*. Gallimard, Paris 1940. - Siehe ebenfalls: Ludwig: *Die Vereinigten Staaten von Europa*. In: *Neues Tagebuch Paris 1940*, S. 66-71.
- 160Ludwig: *Union der Republiken*. Zum Ersten Paneuropa-Kongreß. In: *Vossische Zeitung* v. 2.10.1926 (Nr. 236).
- 161Hilde Domin: *Von der Natur nicht vorgesehen*. Autobiographisches. 4. Aufl. München 1985, S. 93.
- 162Richtigstellung. In: *Aufbau* (New York) 10, Nr.24, 16.6.1944, S. 8.
- 163Ludwig: *The Germans. Double History of a Nation*. Little, Brown and Company, Boston 1941.
- 164Ludwig: *Geschichte der Deutschen*, Bd. 2, S. 96. - Zitat in: *The Germans*, S. 254f.
- 165Perrey: „Nirgends ist ihm ganz zu trauen“. *Bismarck im Urteil Theodor Fontanes*. In: *Friedrichsruher Beiträge*, Band 19, Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh 2002, S. 16.
- 166Ludwig: *Geschichte der Deutschen*, Bd. 2, S. 99. - Zitat in: *The Germans*, S. 256f.
- 167Hierzu auch: Köpke, Wulf: *Die Bestrafung und Besserung der Deutschen. Über die amerikanischen Kriegsziele, über Völkerpsychologie und Emil Ludwig*. In: Thomas Koebner/G. Sautermeister/Sigrd Schneider (Hrsg.): *Deutschland nach Hitler. Zukunftspläne im Exil und aus der Besatzungszeit (1939-1949)*. Opladen 1987, S. 79ff. - Schneider, Thomas F.: *How to Treat the Germans. Emil Ludwigs politisch-publizistisches Engagement im US-amerikanischen Exil*. In: Jürgen Egyptien (Hrsg.): *Erinnerung in Text und Bild. Zur Darstellbarkeit von Krieg und Holocaust im literarischen und filmischen Schaffen in Deutschland und Polen*. Berlin 2012, S. 301-313.
- 168Hier vor allem: *Fourteen Rules for the American Occupation Officer in Germany*. In: *Prevent World War III*, Nr.3 (September 1944). S. 15-16. sowie das Kapitel »How to treat the Defeated« in: *The moral conquest of Germany*. New York 1945, S. 137ff.
- 169Wolbold, Matthias: *Reden über Deutschland. Die Rundfunkreden Thomas Manns, Paul Tillichs und Sir Robert Vansittarts aus dem Zweiten Weltkrieg*. Münster 2005. Zu Bismarck siehe S. 130ff.
- 170Sir Robert Vansittart: *Black Record: Germans Past and Present*. London 1941, S. 23ff.
- 171Siehe hierzu Ludwigs Artikel, in dem das Werk Bismarcks regelrecht beschworen und als logische Folge der europäischen Nationalstaatsbildung gesehen wird: *Gegen die Zerstückelung (Zur Diskussion über Deutschlands Zukunft)*. In: *Aufbau* (New York) 9, Nr.19, 7.5.1943, S. 5-6.
- 172Ludwig: *How to treat the Germans*. New York 1943, S. 37ff.
- 173Ludwigs *Lincoln-Biographie* erschien 1930. Über Woodrow Wilson hatte er bereits 1924 eine biographische Skizze verfaßt, die in »Genie und Charakter« erschien. Die *Roosevelt-Biographie* wurde oben bereits erwähnt.
- 174Ludwig: *The moral conquest of Germany*. New York 1945, S. 44ff.
- 175Bismarck and Hitler. In: *The Fortnightly*, London September 1942, S. 145-152.
- 176Ludwig: *The German People. Testimony of Emil Ludwig before the Committee on Foreign Affairs. House of Representatives. Seventy-Eighth Congress. First Session on the German People*. Friday, March 26, 1943. Washington 1943.
- 177Ludwig: *The German People*, S. 12f.
- 178Wahl, Volker: »3 Uhr: Gefunden«. *Der jüdische Emigrant Emil Ludwig auf der Suche nach den Särgen von Goethe und Schiller in Weimar und Jena am 26. April 1945*. In: *Die große Stadt* 1, Heft 1 (2008), S. 39-51.
- 179Die *Bismarck-Biographie* von 1926 wurde in der Bundesrepublik zuletzt 1975 im Herbig-Verlag und 1978 im Goldmann-Verlag neu aufgelegt.
- 180Geschenke des Alters. Dritter Teil (Typoskript), S. 36 u. S. 55. In: *Archiv Perrey*.